Nr. 45. Jahrgang V. Berlin, 6. Novemb. 1896.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten ($2^1/_2$ Bogen), der „Jeschurun" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten ($^1/_2$ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

Die Thätigkeit nach Innen. — Rabbiner Dr. Bamberger. Von Dr. Rülf. — Zu der Rundfrage. — Wiener Briefe. I. — **Wochen-Chronik:** Palästina-Wein. — Unser Artikel „Konversion". — Q. e. d. — Der angespuckte Bürgermeister. — **Feuilleton:** Aus Palästinas Lehrhallen. Von Dr. August Wünsche. — **Das große Sterben.** (Fortsetzung.) **Von Wilhelm Jensen.** — **Hier und dort.** — **Brief- und Fragekasten.** — **Kalender.** — **Anzeigen.**

Die Thätigkeit nach Innen.

Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat laut Angabe des Statuts die Aufgabe, die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens, ohne Unterschied der religiösen und politischen Richtung, zu sammeln, um sie zu bestärken in der thatkräftigen Wahrung ihrer staatsbürgerlichen und gesellschaftlichen Gleichstellung und in der unbeirrten Pflege deutscher Gesinnung. Insbesondere leiht der Verein seine Beihilfe zur Durchführung des Rechtsschutzes und widmet sich der Aufklärung, Belehrung und Veredelung durch Wort und Schrift. Die Durchführung des Rechtsschutzes ist gewiß im hohen Grade beachtenswert, es scheint sogar, als ob alles, was bis jetzt über die Thätigkeit des Vereins in die Oeffentlichkeit gelangt ist, im wesentlichen das Gebiet des Rechtsschutzes betrifft. Es liegt mir durchaus fern, in den Chorus derjenigen einzustimmen, welche gerade diese Seite der Vereinsthätigkeit in oft herber Weise angegriffen haben, ebensowenig will ich den Verein verantwortlich machen für die mannigfachen Mißerfolge, welche hinsichtlich dieses Punktes bis jetzt zu verzeichnen waren. Aber ich glaube, daß Rechtsschutz und nur Rechtsschutz unmöglich die ganze Kraft des Vereins absorbieren dürfe. Will man wirksam und nachhaltig dem Antisemitismus zu Leibe gehen, so geht es nicht an, einzig und allein der Abwehr von Angriffen, Schmähungen und Verdächtigungen sich zu unterziehen, das sind kleine Mittel, deren Wirkung kaum kontrolliert werden kann. Soll aber wirkliche und dauernde Hilfe kommen, so sind andere Wege einzuschlagen, größere Mittel in Anwendung zu bringen. In der tieftraurigen Zeit, in der wir leben, ist wohl jeder Jude, dem es heiliger Ernst ist mit seinem Judentum, dem die Zukunft seines Glaubens und seiner Glaubensgenossen am Herzen liegt, aus innerster Seele davon überzeugt, daß Heil und Rettung von anderer Stelle kommen muß, daß eine Stärkung und Kräftigung des Judentums an sich das beste und sicherste, ja sogar das einzige Mittel ist, um aller seiner Feinde Herr zu werden. Das Wort von einer innern Mission, von einer Erneuerung und Verjüngung des Judentums ist vielfach bereits von warmen Anhängern des Zentralvereins ausgesprochen worden, und wenn ich in diesen Zeilen zu dieser wichtigen Frage auch meinerseits einen Beitrag hinzufüge, so bin ich sicher, daß die Grundtendenz meiner Anschauungen von vielen geteilt wird, mögen auch über Einzelheiten die Meinungen vorläufig noch auseinandergehen. Ich will noch hinzufügen, daß ich die Anregung zu dieser Auseinandersetzung geschöpft habe aus dem vortrefflichen Werke des Dr. Leopold Auerbach: „Das Judentum und seine Bekenner in Preußen und in den anderen deutschen Bnndesstaaten".

Um es kurz zu sagen: Die Anbahnung einer würdigen, einheitlichen Organisation des Judentums in Preußen ist es, die uns zur Zeit noch fehlt. Wenn der Zentralverein dieser Aufgabe mit Aufbietung all seiner Mittel und Kräfte sich widmen wollte, so wäre das ein Verdienst, das ihm die Anerkennung und den Dank der weitesten Kreise innerhalb der deutschen Judenheit für alle Zeiten sichern würde. Wenn der Verein es sich angelegen sein ließe, für diese Ideen unter den deutschen Juden Anhänger zu werben, wenn er in Denkschriften, Petitionen und dahingehenden praktischen Vorschlägen die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften zu gewinnen suchte, so wäre das ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen wert.

Durch Gesetz und Verfassung sind die Bekenner der jüdischen Religion allen übrigen Staatsbürgern gleichgestellt; wie es in der Praxis damit bestellt ist, steht freilich auf einem anderen Blatte zu lesen. Aber wohlgemerkt, wie liegt

die Sache in der That? Emanzipiert, gleichgestellt ist nur der einzelne Jude, die jüdische Religionsgemeinde erfreut sich in den altpreußischen Provinzen wenigstens einer Autonomie, die ich nicht tadeln möchte, wenn sie nicht im Laufe der Zeit zu einem privilegium odiosum ausgewachsen wäre. Die jüdische Religion ist keine geduldete mehr, sondern, wenigstens auf dem Papier, eine anerkannte, in Wirklichkeit aber kümmert sich, in Altpreußen wenigstens, kein Gesetz, keine Behörde um dieselbe. Die jüdische Religion oder die jüdische Kirche, wenn der Ausdruck gestattet ist, obwohl ihr gesetzlich der staatliche Schutz zusteht wie jeder anderen religiösen Gemeinschaft, nimmt in den altpreußischen Provinzen eine untergeordnete, wenig geachtete Stellung ein; ihre Angestellten, ihre Geistlichen, Lehrer und sonstigen Beamten besitzen nicht wie ihre christlichen Kollegen die Eigenschaften öffentlicher Beamten, sondern sind Privatpersonen, die der Staat weiter nicht kennt, obwohl er sich merkwürdigerweise das Recht nicht nehmen lassen will, bei der Anstellung derselben Bestätigung oder Nichtbestätigung auszusprechen. Ueber die kontraktliche Stellung der Rabbiner, Lehrer, Vorbeter u. s. w., über Anstellung, Kündigung, Pensionierung, Entlassung schweigt der Staat, er überläßt das alles ruhig dem freien Ermessen der Gemeinde bezw. deren Vertretung. Wenn erforderlichen Falles der Staat eine Auskunft oder Belehrung haben will über das Judentum selber, über Lehren, Dogmen, Gebräuche u. s. w., so existiert keine offizielle Instanz, an die er sich wenden könnte, jeder Rabbiner, jeder kleine Vorsteher kann alsdann in die Lage kommen, im Namen des „Judentums" sein Votum abzugeben. Ob die jüdischen Kinder jüdischen Religionsunterricht erhalten und welcher Art dieser Unterricht ist, in diese Frage mischt sich der Staat ebenfalls nicht, sowenig er sich befaßt mit der Untersuchung darüber, ob denn diejenigen, die die Lehre des Judentums verkünden und verbreiten, für diesen Beruf auch wirklich fähig und qualifiziert sind. Jeder christliche Abiturient muß in der Religion mindestens das Prädikat „genügend" besitzen, um überhaupt nur das Zeugnis der Reife erlangen zu können, bei den jüdischen Abiturienten scheint dem Staate höchst gleichgiltig zu sein, ob sie einen hinreichenden religiösen und sittlichen Halt besitzen oder nicht. Es muß eigentümlich und wiederum tief schmerzlich berühren, wenn gerade auf diesen Punkt nicht mit Unrecht von konservativer und antisemitischer Seite aufmerksam gemacht worden ist. Zu den Ausgaben für jüdische Religion, für Synagoge und Schule, für Prediger und Lehrer trägt in Altpreußen der Staat keinen Pfennig bei, obwohl auch seine jüdischen Bürger in ganz erheblichem Maße zu den Lasten des staatlichen und kommunalen Gemeinwesens herangezogen werden. Diese von gewisser Seite so hoch gepriesene Autonomie, diese in Willkür, Zügellosigkeit und Chaos ausgeartete Freiheit, hervorgerufen durch die Gleichgiltigkeit der staatlichen Instanzen gegenüber der jüdischen Religion, durch den Mangel jeder einheitlichen, würdigen Organisation, trugen den größten Teil der Schuld an dem tiefen Niedergange des Judentums unserer Tage, sie gaben uns das volle Recht zu der Behauptung, daß auf diesem Gebiete die Gleichstellung der Juden mit den Christen thatsächlich noch nicht vollzogen ist, daß alle Abwehrbestrebungen größtenteils pro nihilo gewesen, wenn nicht auf diesem Gebiete ein durchgreifender Wandel geschieht.

Was haben wir denn erreicht mit der so viel gerühmten Autonomie und Freiheit? Ist das Judentum dadurch gestärkt und gehoben worden, genießt es in den Augen seiner eigenen Bekenner und in dem Urteil Andersgläubiger die Achtung, die ihm gebührt, nehmen die Rabbiner und Lehrer die Rangstellung ein, die ihnen zukommt, wird dem heranwachsenden Geschlecht ein ausreichender Religionsunterricht zuteil, und welcher? Die Antwort auf alle diese Fragen ist leicht gegeben. Was die Achtung der jüdischen Religion in den Augen der Nichtjuden anbelangt, so hat ja, wie männiglich bekannt, jeder journalistische Hosenmatz antisemitischer Couleur das Recht, dem „Judengotte" den Wohlgefallen an christlichem Jungfrauenblut und die Ermordung des russischen Kaisers zuzuschreiben, wenn er nur vor Gericht sagt, er habe nicht die jüdische Religion, sondern die jüdische Rasse gemeint.

Welche Stellung nehmen unsere Rabbiner, Prediger, Lehrer, Kantoren u. s. w. ein? Ihre Besoldung ist, wenige große Gemeinden abgerechnet, in den meisten Fällen eine geradezu klägliche zu nennen, ihre amtliche Stellung im Vergleich zu der ihrer christlichen Amtsbrüder keineswegs den Aufgaben entsprechend, die sie zu erfüllen haben. Wie in der Gemeinde Berlin z. B. über die Stellung der Rabbiner geurteilt wird, das zeigt ja der klassische Ausspruch ihres Vorstandsvorsitzenden, des Herrn Justizrat Meyer, daß es in Berlin kein Rabbinat gebe. In ungezählten Gemeinden, namentlich mittleren und kleineren, werden die Beamten angestellt auf Kündigung oft unter Bedingungen, wie man sie in einem dörflichen Gemeinwesen kaum dem Gebieter der fußnachschleppenden Rinder zu bieten wagt. Ein reich gewordener Vieh- oder Lumpenhändler, dem sein Mammon die Befähigung zum Amte eines Vorstehers verschafft hat, ist der autonome Beherrscher des unglücklichen Kultusbeamten, und dieser Mann, der zehn unfehlbare Päpste im Leibe hat, entscheidet mit der ihm eigenen Sachkenntnis und Gerechtigkeit über das Schicksal der Gemeindefunktionäre.

Und der Religionsunterricht? Jeder „Beamte", der die ganze Woche hindurch mehr mit dem lieben Rindvieh als pädagogischen Schriften in Berührung kommt, hat seine eigene Lehrmethode, wenn sich nicht gar der Herr Vorsteher berufen fühlt, aus den Tiefen seiner Ignoranz heraus dem pädagogischen Wissen des Beamten zu Hilfe zu kommen. Und erhalten denn wenigstens alle Kinder den Religionsunterricht, der nach dem allgemeinen Landrecht jedem Kinde zuteil werden muß? Ich brauche wohl kaum mit vielen Worten zu sagen, wie die Dinge thatsächlich bestellt sind, wie selbst die große und reiche Gemeinde Berlin auf diesem, wie auf vielen anderen Gebieten der schmählichsten Vernachlässigung ihrer Pflichten sich schuldig gemacht hat. Und die Kinder, die wirklich zum Unterricht kommen? Sie halten es größtenteils für ihre Pflicht, nichts oder doch so wenig wie möglich zu lernen, denn in der jüdischen Religionslehre wird ja in der staatlichen Schule nicht geprüft, in der jüdischen Religion giebt es ja keine Note im Zensurenheft, die Autorität des Lehrers, der Respekt vor ihm ist gleich Null, denn er hat ja keine Mittel, denselben zu erreichen und aufrecht zu erhalten, der

Herr Lehrer ist ja nur ein Angestellter von Vorstands Gnaden, den der Herr Sohn des Generalgewaltigen zu grüßen nicht für notwendig hält, wenn er einmal eine Hose von dem Konkurrenten des Herrn Papa gekauft hat. Das sind Zustände, die aus dem wirklichen vollen Leben geschöpft sind, keine Phantasiegebilde, sie sind unhaltbar und darum müssen sie beseitigt werden um jeden Preis.

Schon die Einführung des obligatorischen Religionsunterrichts an allen öffentlichen Lehranstalten würde genügen, das Judentum und die jüdische Religion ein wesentliches Stück vorwärts zu bringen. Ist diese Forderung einmal durchgesetzt, so steht die jüdische Lehre, die jüdische Kirche, wenn ich diesen Ausdruck in Ermangelung eines bessern, noch einmal anwenden darf, um vieles geehrter und geachteter da; es wird auch für den Staat dereinst die Verpflichtung erwachsen, für die Ausbildung der Lehrkräfte in genügender Weise Sorge zu tragen, und die Träger und Leiter der jüdischen Religion und ihres Unterrichtswesens würden mit einem Schlage heraus sein aus der Misere der Gegenwart, die sie der Gnade oder Ungnade des kleinsten Vorsteherleins ausliefert. Die Einführung des obligatorischen Religionsunterrichts würde vielleicht schon die Grundstaffel bilden können, von der die weitere Verpflichtung des Staates auf Schaffung einer würdigen, zweckentsprechenden Organisation des Judentums ausgehen könnte.

Sollte der Zentral-Verein d. St. j. G. vorläufig sich noch nicht entschließen können, nach der angegebenen Richtung hin ganze Arbeit zu machen, so sollte er doch wenigstens die Frage des obligatorischen Gottesdienstes zu einem seiner Grundprinzipien machen und auf dessen Einführung hinwirken. Ich weiß ganz genau, daß im Vorstand sowohl wie unter den Mitgliedern des Vereins eine starke Strömung hierfür vorhanden ist. Aber das große zu erreichende Ziel, wie ich es anzugeben und zu begründen mir in diesem Aufsatze erlaubt, kann und darf nicht aus dem Auge gelassen werden. Es sollen nicht die Schwierigkeiten verkannt werden, die von den verschiedensten Seiten gegen eine derartige Organisation bereitet werden dürften.

Daß der angegebene Weg gangbar ist, zeigen die Beispiele der neupreußischen Provinzen und vieler außerpreußischer Staaten, wo längst durchgeführt ist und in der Praxis sich bewährt hat, was für die altpreußischen Provinzen angestrebt werden muß. Auch England und Frankreich mit der geradezu imponierenden Rangstellung der jüdischen Religionsgemeinschaft und ihrer geistlichen und weltlichen Vertreter sollten uns zur Nacheiferung anspornen. Es gilt aufzuräumen mit Indolenz und Gleichgiltigkeit, reinen Tisch zu machen mit dem Geschwätz jener liberalen Phrasenhelden, die uns einreden wollen, der gegenwärtige Zustand der „Freiheit" sei ein Privilegium, eine nicht hoch genug zu schätzende Errungenschaft für das Judentum und seiner Bekenner. Es gilt, den Widerstand zu brechen, der herrschsüchtigen, auf ihre Macht pochenden, vermittelst der Gabe der Unwissenheit und des dünkelhaften Uebermutes autokratisch sich geberdenden Vorsteher, es gilt auch den Kampf mit der Abneigung der Regierung, von altgewohnter Gleichgiltigkeit sich loszumachen, den Kampf mit jenen rückständigen Elementen in Verwaltung, Volksvertretung und Presse, die trotz Gneist und Solm noch immer mit der Redensart vom christlichen Staat hausieren gehen. Will der Zentralverein dafür eintreten mit dem ganzen Einfluß geistiger Mittel, die ihm zu Gebote stehen, wahrlich das Verdienst, das er sich dadurch erwerben würde, könnte durch kein anderes übertroffen werden! Darum, Zentralverein, en avant. R. W.

Rabbiner Dr. Bamberger.

„Am 26. Oktober, mittags 12 Uhr ist Rabbiner Dr. Bamberger in Königsberg sanft entschlafen," wie die telegraphische Nachricht von seinem Heimgang seitens seines Schwagers, des Professor Lassar-Cohn lautete, an mich, einem seiner ältesten Freunde gerichtet. Seit einem Jahr ist Dr. B. an einem schweren inneren Leiden langsam hingesiecht. Schon im Frühling dieses Jahres hatte man ihn außerhalb der Stadt in einem Häuschen eines großen Vergnügungsparkes untergebracht. Sommer und Herbst waren schön hier im Norden des Reichs, und erst anfangs Oktober wurde B. mit großer Mühe nach der Stadt zurückgebracht. Seine letzten Augenblicke waren völlig schmerzlos. Seine Frau und die einzige Tochter waren Tag und Nacht um ihn beschäftigt. Die Frau hielt die eine erkaltende Hand und die Tochter die andere. So saßen sie auch am Todestage neben ihm; er atmete nur noch schwach. Da fiel ein heller Sonnenblick durch das Fenster auf das Bett des sterbenden Mannes. „Siehe doch, wie schön die Sonne scheint," sagte seine Frau. Und noch einmal öffneten sich die müden Augenlider, und schlossen sich alsdann dem Lichte des Tages für alle Ewigkeit . . .

Bamberger ist nicht volle 63 Jahre alt geworden. Geboren war er in einem kleinen Orte des Großherzogtums Hessen, Angerod mit Namen. Der Ort zählte wohl damals nicht mehr als etwa 800 bis 1000 Seelen, darunter die Angehörigen von etwa 10 bis 15 jüdischen Familien — allesamt sehr wenig begüterte Leute. In dieser jüdischen Gemeinde war der Vater B.'s Kultusbeamter. Der kleine Isaak Bamberger war ein sehr begabter und sehr fleißiger Junge und man riet dem Vater, denselben das Gymnasium in der zwei Wegstunden entfernten Stadt Alsfeld besuchen zu lassen. Diesen Ort vertauschte man schon nach einigen Jahren mit der Stadt Gießen, woselbst besser für den Knaben gesorgt wurde, denn der sehr wenig bemittelte Vater war nicht im Stande, seinen Sohn vollständig versorgen zu können. Bamberger mochte etwa zwanzig Jahre alt sein, als er mit einem sehr günstigen Zeugnis der Reife das Gießener Gymnasium verließ.

Damals im Jahre 1854 oder 1855 machte ich zuerst seine Bekanntschaft. Auf der Durchreise von Gießen nach seinem Heimatsorte besuchte mich der junge Abiturient in meiner Klause zu Marburg. Ich war daselbst nicht nur wohlbestallter Lehrer, sondern zugleich auch ein eifriger der Universitäts-Matrikel einverleibter akademischer Bürger. Mein Geburtsort und der seinige lagen etwa 1½ Meilen von einander entfernt und sein Vater als Freund des meinigen war oftmals zu Hause unser Gast. Daß mein Geburtsort zu Kur-

hessen und der seinige zum Großherzogtum Hessen gehörte, konnte den gegenseitigen Verkehr nicht stören.

Gelegentlich dieses Besuches war auch von dem zu wählenden Studium für den künftigen Lebensberuf die Rede. Bamberger war noch unschlüssig. So ein Studium kostete viel Geld, welches ihm nicht zur Verfügung stand.

„Ich will Ihnen einen Rat geben," meinte ich, „werden Sie auch Rabbiner, wie ich; in Breslau ist vor einigen Jahren das Rabbiner-Seminar eröffnet, dort finden Sie völlig unentgeltliche Aufnahme. Ein Schüler mit Maturitäts-Zeugnis findet dort ganz besondere Berücksichtigung, denn die jetzigen Hörer müssen zumeist ihre klassische Vorbildung am Seminar selbst sich aneignen."

Bamberger meinte: „Ja zum Rabbiner bin ich wohl schon verdorben, denn dazu habe ich zu wenig hebräische und talmudische Vorkenntnisse. Seit meinem zehnten Lebensjahre ist mir außer meinem Gebetbuche ein Buch in hebräischer Sprache kaum mehr zu Gesicht gekommen."

„Dagegen," meinte ich, „haben sie einen Vorsprung vor den andern bezüglich ihrer Gymnasialbildung und können alle ihre Zeit und Fähigkeiten dem Studium der hebräischen und talmudischen Schriften und Wissenschaften zuwenden, können auch mit Fleiß und gutem Willen noch ein tüchtiger „Lamdan" werden."

„Hierzu," meinte er, „ists doch wohl schon zu spät."

„Nein, dazu ist es durchaus nicht zu spät," entgegnete ich. „Sie sind noch jung und können ohne allzugroße Anstrengung mit Beihilfe Ihres Vaters sich für das Seminar vorbereiten und Ihr Studium ebenso rasch beendet haben, wie alle andern, die bereits tüchtige talmudische Kenntnisse mitgebracht haben."

Bamberger hatte sich nach seinem Heimatsorte, der drei Meilen von Marburg, während der meinige nur anderthalb Meilen entfernt lag, zurückbegeben. Und erst einige Jahre später hörte ich, daß er sich thatsächlich in das Breslauer Seminar hatte aufnehmen lassen.

Unsere Lebenswege kreuzten sich erst wieder, als ich gegen Ende des Jahres 1865 durch Königsberg kam, um meine Stelle in Memel anzutreten. Da erst erinnerte ich mich, daß ein Landsmann von mir den Rabbinatsstuhl in Königsberg inne hatte und suchte ihn auf.

B. war auch erst seit Mitte desselben Jahres in Königsberg angezogen. Es war seine erste Stelle. Sein Studium am Breslauer Seminar hatte doch viel mehr Zeit in Anspruch genommen, als man anfangs geglaubt hatte. Er hatte in Königsberg alle seine zahlreichen Mitbewerber, darunter manchen mit berühmtem Namen, besiegt, wegen seiner Schlagfertigkeit in der Redekunst. Er hatte nicht nur eine gute Probepredigt gehalten; auch als völlig unvorbereiteter Gelegenheitsredner hatte er sich hervorgethan. Er wurde fast einstimmig gewählt und die Wahl war eine sehr glückliche.

Der Bamberger, welchem ich in Königberg wieder begegnete, war nicht mehr derselbe wie ehedem. Aus dem schmächtigen und schwächlichen, linkischen, fast täppischen Abiturienten, war ein gesetzter, leiblich und geistig abgerundeter Mann geworden. Und so wie ich ihn damals traf, ist er geblieben, bis der überaus kräftige und gesunde Mann vor einigen Jahren zu kränkeln anfing. —

In Bamberger ist einer der bedeutendsten Rabbiner der Neuzeit aus dem Leben geschieden. Sein gesamtes Leben und Wirken bedeutet und bezeichnet eine passende und entsprechende Illustration zu dem Ausspruche des Weisen: „לא המדרש עיקר וג׳" „Nicht das Forschen ist die Hauptsache, sondern die That." Nicht die Theorie sondern die Praxis. Bamberger war lediglich ein Mann der That und der Praxis. Als jüngst die neuerbaute prächtige Synagoge in Königsberg eingeweiht wurde und die Feier innerhalb und außerhalb des Hauses zu einer einzigen eindrucksvollen Kundgebung der Verehrung des vortrefflichen Mannes und seiner hervorragenden Leistungen sich gestaltete, — da versuchte einer der beim Festmahle toastierenden Redner den abwesenden, bereits todkranken Mann derart zu charakterisieren, daß dieser die verschiedensten Gegensätze, die Antike und Moderne, die Theorie und Praxis u. s. w. auf das glücklichste zu vereinigen verstanden hätte. Das ist durchaus nicht richtig. Wir bezeichneten ihn als einen der bedeutendsten Rabbiner der Neuzeit — er war eine durchaus neuzeitliche und durchaus praktische Persönlichkeit.

Vom antiken Wesen und Leben zeigte sich in seinem Wesen und Leben auch nicht die geringste Spur, und dieser sehr ausgedehnte Wirkungskreis, welchen sich der Verstorbene geschaffen hatte, ließ ihm keine Zeit übrig zu theoretischer Forschung. Ihm war auch die Forschung gar nicht die Hauptsache, sondern die That. Und dieser Thaten, die seinen Namen tragen und verewigen, sind so viele, daß sie gar nicht allesamt aufzuzählen sind; und allen diesen Thaten hat er die Eigentümlichkeit seines durchaus praktischen Wesens und organisatorischen Talents aufzuprägen gewußt, derart, daß sie als praktische, organisatorisch vollendete Schöpfungen sich auch ohne sein weiteres Hinzuthun aus und durch sich selbst zu erhalten vermögen.

Er hat Schulen eingerichtet, Wohltätigkeitsanstalten und Waisenhäuser gegründet, Vereine ins Leben gerufen, die allesamt fortbestehen werden — den Beschluß seines hervorragenden praktischen Vermögens bildet das großartige Gotteshaus, dessen Aufbau er vorbereitet und gefördert, dessen Einweihung er auch noch erlebt hat, ohne dieselbe selbst vollziehen zu können, denn er lag bereits auf dem Totenbette.

Wenn B. ein Mann der That und nicht des „Midrasch" war, so kann dieses Wort Midrasch zwei verschiedene Deutungen erfahren, als Forschung, aber auch als Predigt. Gewiß, B. war ein bedeutender Kanzelredner; allein seine Beredsamkeit bestand nicht in Redeblumen, in schwungvollen Phrasen, in Bilderreichtum, in gezierter Ausdrucksweise — er wirkte in seiner weltlichen und geistlichen Rede durch die gerade und adäquate Vereinigung von Wort und Gedanken. Nie gebrach es ihm an dem richtigen und bezeichnenden Worte für den vernünftigen und wirkungsvollen Gedanken. Auch eines gewissen Humors entbehrte seine Rede nicht, welcher Humor bei der festlichen Gelegenheitsrede oft recht drastischen, die heiterste Stimmung erweckenden Ausdruck fand. Und ganz ebenso wie er sprach, so schrieb er auch.

Größere oder kleinere rein wissenschaftliche Schriftwerke hat Bamberger nicht hinterlassen; wohl aber ganz unzählige Programmschriften, Vereins- und Anstaltsberichte, die allesamt

wahrhafte Muster sind geläuterten Stils, klarster Diktion und übersichtlichster Anordnung und Einteilung. Auch in seiner Beredsamkeit und schriftstellerischen Thätigkeit war B. der rein praktische Mann — alle seine Schriftwerke waren Thaten in Worten.

Seine hervorragend praktische und organisatorische Thätigkeit und Fähigkeit zeigte sich aber erst, als er mitzuwirken anfing bei dem größten Unterstützungs- und Hilfswerk der Neuzeit; — mit dem Augenblicke nämlich, da er seine Kraft der Abhilfe des russisch-jüdischen Notstandes zu widmen begann. Das russisch-jüdische Hilfswerk nahm seinen Anfang bekanntlich mit der Hungersnot in Westrußland in den Jahren 1867/68. Bamberger hatte sich nicht sofort beteiligt und bethätigt. Es hatte sogar einige Anstrengungen, einige Ueberredungskunst erfordert, bis auch er zugriff. Nachdem er jedoch sich der Sache angenommen hatte, war er auch mit ganzem Herzen und nie versiegender und versagender Arbeitskraft dabei.

Nachdem einmal die Sache und Frage der russischen Juden in Fluß geraten war, konnte sie nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt werden. Bis dahin wußte die Welt von den russischen Juden sehr wenig, die russischen Juden von der Welt aber gar nichts. Jetzt erst erfuhren die letztgenannten durch die thatkräftige Hilfe, welche sie empfingen, daß es auch noch außerhalb Rußland gute Menschen, mildthätige und mitleidige Glaubensgenossen gebe, und drängten über die Grenzen heraus, woselbst früher ihre Welt abgeschlossen lag. Als nun auch noch die Verfolgungen und Wohnungsaustreibungen hinzukamen, da steigerte sich die Thätigkeit für die Notleidenden ins Ungemessene.

Erst im Jahre 1870 fing B. an, mit aller Kraft an dem Unterstützungswerk sich zu bethätigen. Er widerstrebte anfangs, weil er meinte, seine örtliche Amtswirksamkeit könne darunter leiden. Es stellte sich bald heraus, daß diese Befürchtung unbegründet war. Zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten späterer Zeit, welche auf seine Initiative zurückgeführt werden können, auch die örtlicher Art, wurzelten im russischen Unterstützungswerke; so das Provinzial-Waisenhaus, so der Studienbeförderungsverein u. a. m. Und als er später an die Spitze des „Hauptgrenzkomitees für die russischen Juden“ trat, da wurde er die Mittelsperson zwischen dem Osten und der gesamten Judenheit der Welt. Auch die „Alliance israélite universelle“ wählte ihn zum Mitgliede ihres Zentralkomitees; denn überall genoß er unbegrenztes Vertrauen ob seiner Gewandtheit und seines praktischen Sinnes — so auch beim „Deutschen Zentralkomitee für die russischen Juden“ in Berlin, so bei allen Komitees in Europa und Amerika. Sein Wort war ausschlaggebend bei allen Beratungen und Versammlungen.

Größer noch als außerhalb war das Vertrauen in seine praktische Weltklugheit innerhalb seiner eigenen Gemeinde, und dieses Vertrauen setzte ihn in den Stand, Wohlthaten in einem Maße zu üben, wie keiner seiner Amtsgenossen in irgend einem andern Orte. Der verstorbene Geh. Kommerzien-Rat Moritz Simon, einer der reichsten Leute Deutschlands, hatte die Verfügung getroffen, daß B. so viel er zu wohlthätigen Zwecken gebrauche, der Geschäftskasse des Bankhauses entnehmen könne. Simon war mit Dr. B. auf das innigste befreundet. „Was soll ich mich“, meinte Simon in seiner drastischen Art, „mit den Leuten herumplagen, thun Sie es doch“. Und er konnte sich auf seinen Freund verlassen.

Ich habe oft den Vorwurf mit anhören müssen, B. sei im Grunde seines Herzens kein wohlwollender Mann, die feinen, mitleidsvollen Regungen des Herzens seien ihm fremd, vor allem fehle es ihm an wahrer Teilnahme für das Geschick der russischen Juden. Gerade das Gegenteil ist richtig. Er war nur zu klug und praktisch und alle Herzensbewegungen hatten erst einer strengen Prüfung vor seinem überlegsamen Kopfe sich zu unterziehen. Die Wärme seines mitfühlenden Herzens blieb dadurch Fremden gegenüber verborgen. Bamberger hatte ein warmes Herz für alles Wahre und Gute. —

Ich hatte nicht die Absicht an dieser Stelle über die Amtswirksamkeit des Verstorbenen und alle Werke seines praktischen Vermögens auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit ausführlich zu berichten — es war nur meine Absicht, in wenig Strichen und Zügen des Mannes Eigenart und sein reiches Leben und Wirken zu zeichnen.

Auf Grund unserer Jugendbekanntschaft und Landsmannschaft, auf Grund der Kollegialität und eines fast dreißigjährigen Zusammenwirkens in Berufsangelegenheiten, wie auch an wohlthätigen Veranstaltungen, hatte sich zwischen uns ein Freundschaftsverhältnis herausgebildet, das niemals gestört und getrübt worden ist. Sein allzufrüher Heimgang hat mich, den um drei Jahre älteren Genossen, mächtig ergriffen und ich durfte in dem letzten, an seinem Grabe gesprochenen Liebesworte den Ausruf der Klagelieder (1,16) zugrunde legen: „Darüber weine ich und mein Auge, mein Auge zerfließet in Thränen, daß entfernt von mir der Tröster, der Seelenberuhiger.“

Er ruhe in Frieden. „Das Andenken des Gerechten ist zum Segen.“

Memel. Dr. Rülf.

Zu der Rundfrage.

Ich gehöre zwar nicht zu denjenigen, die offiziell zur Meinungsäußerung aufgefordert wurden. Ich bin darum auch gar nicht böse. Aber ich gestatte mir doch für mich die Meinung zu haben, daß es mit dem Judentum abwärts geht. Nicht mit der Idee des Judentums, sondern mit der Judenheit. Da aber die Judenheit der Träger der Idee des Judentums ist, so kann man wohl auch mit vollem Rechte sagen: es geht mit dem Judentum abwärts.

Was dagegen zu machen ist? Ja, wenn ich das wüßte; ich bildete mir ein, den Stein der Weisen erfunden zu haben. In diesen Blättern lese ich auch immer nur, daß es schlimm um uns bestellt sei. Aber wie es besser zu machen sei, das hat noch keiner der Klageredner verraten. Die Aerzte sind eben auch nur Menschen, und wo sie sich und dem Kranken nicht anders zu helfen wissen, da versuchen sie es mit dem Probieren.

So eine Art Probieranstalt scheinen mir auch die Litteraturvereine zu sein. Die einen schwärmen begeistert für diese neueste Erfindung, die andern lächeln mitleidig über diese sonderbare Schwärmerei. Ganz ohne Nutzen dürften die

Litteraturvereine nicht sein. Es ist schon sehr viel wert, wenn unsere heutigen Juden zusammenkommen, um Vorträge über jüdische Dinge zu hören, um zu erfahren, daß es ein Judentum und eine Geschichte des Judentums giebt. Aber gerettet wird damit das Judentum schwerlich. Mich würde es interessieren, darüber Aufschluß zu erhalten, wie weit in den Städten, in denen Litteraturvereine blühen, das jüdische Leben gefördert worden ist, ob man dort den Sabbat und die Feste hält, so wie sie gehalten werden sollen, ob man dort mit Stolz zum Judentum sich bekennt, auch wenn es Selbstüberwindung erfordert.

Dem Judentum helfen wir meiner bescheidenen Ansicht nach nur, wenn wir Juden sind. Das klingt wie ein richtiger Gemeinplatz; aber muß es darum unrichtig sein?

Finden wir das Judentum in unseren Synagogen? Wenn die Männer recht haben, die in diesen Blättern ihre mahnende Stimme erheben, dann ist die Synagoge auf dem besten Weg, das Judentum zu vertreiben. Dem einen gefallen die Gebetbücher, dem andern die Rabbiner nicht. Daß ichs offen heraussage: mir gefällt die Art und Weise, mit der in diesen Blättern die Rabbiner zuweilen behandelt werden ganz und gar nicht. Es sind zwar zumeist nur die Berliner Rabbiner gemeint, aber ohne diese Männer zu kennen, hege ich die feste Ueberzeugung, daß sie nach besten Kräften bemüht sind, ihre Pflicht zu thun. Sollten sie keine hervorragenden Prediger sein — was ich wiederum nicht weiß — wie stehts denn in den Gemeinden, die so glücklich sind, hervorragende Prediger zu besitzen? Kommen viele, um diese Prediger zu hören? Und wie viele befolgen ihre Worte?

Geradezu seltsam erscheint mir der Vorwurf, daß die Rabbiner keine Männer der Wissenschaft seien. Und wenn sie es wären? Wollen wir in der Synagoge Gelehrte oder Juden erziehen? Ich habe noch nie gehört, daß einem christlichen Geistlichen der Vorwurf gemacht worden ist, er sei kein Gelehrter. In der Religiosität stehen wir Juden wahrlich nicht höher als unsere christlichen Mitbürger, und darum sollten wir von unseren Predigern in erster Linie religiöse Anregung verlangen. Und die vermag am Ende auch ein weniger hervorragender Prediger zu bieten, selbst wenn er kein Gelehrter im eigentlichsten Sinne des Wortes ist. Im Verhältnis zu seinem Publikum ist wohl auch der wenig gelehrte Rabbiner noch immer ein großer Gelehrter.

Vielleicht liegt der wahre Grund von der Erfolglosigkeit des rabbinischen Wirkens gar nicht an den Rabbinern, sondern ganz wo anders. Könnte man nicht der Artikelserie „Unsere Rabbiner", eine andere, weit inhaltsreichere „Unsere Gemeinden" gegenüberstellen? (Bitte! Red.) Welch betrübende Erscheinungen würden da zu Tage kommen! Ob es in den Gemeinden besser um das Judentum bestellt ist, in denen der Gottesdienst noch ganz unverändert in der althergebrachten Weise vor sich geht oder ob die sogen. „Neuen" den Vorzug verdienen, wage ich nicht zu entscheiden. Die Pintim sind auch nicht das Judentum, und mit gewohnheitsmäßiger Werkheiligung waren schon die Propheten nicht zufrieden.

Ich befürchte nicht mißverstanden zu werden, wenn ich auf den Vers im Gesange Mosis hinweise: Wajischman Jeschurun wajiwot. (5. M. 32,15). „Jeschurun ward fett und schlug aus." Nicht die Rabbiner sind die Anstifter alles Unheils, nicht die Art des Gottesdienstes ist verantwortlich zu machen für die traurigen religiösen Zustände in Israel, sondern das Elternhaus. Selbst diejenigen Eltern, die aus frommen Häusern stammen, versäumen es meistens, ein wahrhaft jüdisches Haus zu führen und davon, daß sie ihren Kindern eine jüdische Erziehung geben, ist keine Rede. Ob die Litteraturvereine uns das jüdische Haus wiederbringen, das wäre noch nachzuweisen. Aber daß, wenn die Grundlage des jüdischen Hauses vorhanden wäre, unsere Rabbiner und unser Gottesdienst andere Erfolge erzielen könnten, das ist unzweifelhaft.*)

Die Hauptfrage bleibt also nach meiner Meinung nur die: Wie vermögen wir es dahin zu bringen, daß auch von uns wieder gilt das alte Wort Bileams: Wie schön sind deine Zelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel. (4. M. 24,5.)

Es sollte mich freuen, wenn ich Gesinnungsgenossen finden würde, die von diesem Standpunkt aus der Frage näher treten wollten: Wie verhindern wir den Niedergang des Judentums?

Ein bayrischer Rabbiner.

Wiener Briefe.

I.

Wer hätte das gedacht, daß der Antisemitismus auch unseren „Großen" noch Uebles zufügen werde! Nahm man doch immer an, daß der Besitz einer Million oder mehrerer der beste Reisepaß durch das Land des Judenhasses sei! Und doch! . . . Nun, man glaube nicht, daß ich die moralischen Ohrfeigen im Sinne habe, die unsere „Großen" täglich empfangen, ohne dabei auch einen entsprechenden moralischen Schmerz zu verspüren, ich meine vielmehr den indirekten Kummer, der ihnen durch ihre eigenen undankbaren Brüder bereitet wird.

Das ist doch undankbar, wenn diese armen Teufel sich nicht länger von denjenigen gängeln lassen wollen, für die sie Sündenböcke sein müssen und die sich ihrer immer und überall schämen! Und diese Undankbarkeit hat der Antisemitismus verschuldet — gewiß seine leichteste Schuld!

Unsere Wiener Juden haben einsehen gelernt, daß man sich, wenn ein so mächtiger Feind von außen droht, innerlich kräftigen und konsolidieren und daß zu diesem Zwecke die Vorherrschaft der oberen Zehnhundert beseitigt werden müsse. Eine so große Gemeinde kann ihr Interesse wahren, wenn sie will, d. h. wenn ihre Leitung so eingerichtet ist, daß sie den Bedürfnissen des Volkes entgegenkommt, seinen Wünschen entspricht. Das Schicksal der Wiener Judenschaft lag aber bisher in den Händen einer Klique von Männern, die aus weiß Gott welchen Gründen noch nicht offiziell dem Judentum Valet gesagt haben und infolge einer bei ihrer sonst höherzielenden Passion nur als atavistisch zu erklärenden Eitelkeit Kultusvorstände sein wollten. Natürlich thaten die Herren nichts, als höchstens dem Beispiele ihrer christlichen Freunde von der liberalen Partei folgen, d. h. ihren Besitz-

*) Auch die Jugendgottesdienste sind ohne die Unterstützung des Hauses vollständig wirkungslos.

stand wahren. Sorgfältig wurde darüber gewacht, daß die Gemeinde-Verwaltung den ihr seit Beginn der Autonomie beigelegten plutokratischen Charakter bewahre. Gegenüber der neuen Zeit und ihren Anforderungen, — einerseits gegenüber dem wachsenden Antisemitismus, andererseits gegenüber dem allgemein zunehmenden demokratischen Geiste in der Bevölkerung — verblieben die Herren in einer verständnislosen und bequemen Passivität, hinter dem angeblich blos gottesdienstlichen Zwecke der Kultusgemeinde verschanzt. Ach, man weiß ja, wie fromm diese Herren sind!

Nun, sie haben die längste Zeit gewirtschaftet. Schon anläßlich der letzten Wahlen in den Kultusvorstand gab es eine Opposition, die sich ziemlich bemerkbar machte; aber infolge der trüben äußeren Verhältnisse, denen sich die jüdischen Gemeinde-Machthaber nicht gewachsen zeigen, ist sie zu einer mächtigen Partei herangewachsen, die jetzt, vor den neuen Wahlen, eine in Wien noch nicht dagewesene Lebhaftigkeit zeigt. Es ist anzunehmen, daß kein Kandidat durchzudringen imstande sein wird, der sich nicht von vornherein für die Demokratisierung der Gemeindeverwaltung ausspricht. Die Zahl der Vorstände muß wesentlich erhöht werden, — jetzt giebt es deren 24, — und das aktive und passive Wahlrecht erweitert werden. Der letzte Punkt hängt mit der Kultusbesteuerung zusammen, die hier in der schmählichsten Weise zu Gunsten der Vermögenden geregelt ist. Das Minimum beträgt 10 fl. im Jahre, eine Riesensumme für einen kleinen Kaufmann oder Beamten, die er aufbringen muß, wenn er nicht gepfändet werden will und die noch größer erscheint, wenn man sie zu den verhältnismäßig so niedrigen Steuersätzen der Reichsten in Vergleich setzt. Man hat nun vorgeschlagen, dieses Minimum auf fünf Gulden herabzusetzen. Ich sehe nicht ein, warum man es nicht noch weiter ermäßigen und das Maximum erhöhen könnte. Speziell das letztere wäre ja auch eine treffliche Maßregel, um zu erforschen, wie viel unseren „Großen" ihr Judentum wert ist. Ich bin überzeugt, daß man dabei recht interessante Erfahrungen machen würde. Auch das sehe ich nicht ein, daß das Stimm- und Wahlrecht unbedingt von irgend einer Steuerleistung abhängig sein müsse. Warum sollten Arme, die vielleicht sehr religiös oder in irgend einem anderen Sinne sehr eifrige Juden sind, auch eine gesunde Intelligenz besitzen, nicht ebenso mitsprechen dürfen, wie vielleicht ein ganz indifferenter oder ganz alberner Mensch, der mit einigen oder mit vielen Gulden besteuert ist? Die hiesige jüdische Gemeinde sollte nicht zögern, das allgemeine Stimmrecht einzuführen, auf dessen Basis sie wirklich zu einer kräftigen und vernünftigen Gemeinschaft werden könnte. Die Juden aller Schichten wären dann für die jüdische Sache interessiert und es wäre praktisch ebenso viel gewonnen als theoretisch durch den Sieg des jüdischen Gleichheits-Prinzips.

Doch, wozu sich Illusionen hingeben? Soweit sind wir noch lange, lange nicht. Aber jedenfalls werden uns die Wahlen einen Schritt weiter bringen. Für das andere wird der Antisemitismus und der Zeitgeist sorgen. Austriacus.

Wochen-Chronik.

Berlin, 6. November 1896.

— **Palästina-Weine.** In der vorigen Nummer haben wir nach der „Vossischen Zeitung" Mitteilungen über die Gerüchte veröffentlicht, die schon früher von Mund zu Mund getragen waren und erzählten, daß in der Ausstellung der Produkte der jüdischen Ackerbau-Kolonien in Palästina Ungar-Weine als palästinensische verkauft worden seien. Wir haben dabei ausdrücklich betont, daß diese Irrtumserregung ganz gewiß nicht von den Männern des leitenden Komitees, zu denen übrigens auch der Verleger unseres Blattes, Herr S. Cronbach, gehört, gebilligt worden oder auch nur ihnen bekannt gewesen sei. Wir haben inzwischen in die Frachtbriefe Einsicht genommen und die erfreuliche Ueberzeugung gewonnen, daß das erwähnte Gerücht grundlos ist. Mit aufrichtiger Genugthuung geben wir hiervon den Lesern Kenntnis.

— Unser Artikel „Konversion" wird in der gegnerischen Presse lebhaft besprochen. Während Blätter vom Schlage des Reichsboten merkwürdigerweise in dem Artikel einen „hämischen Seitenblick auf die evangelische Kirche" entdeckt haben, fordern antisemitische Zeitungen, gestützt auf eben diesen Artikel, Verbot der „Judentaufen". Da mit den letztgenannten Blättern eine Diskussion nicht möglich ist, macht die demokratische „Volkszeitung" sich den Spaß, den kirchlich frommen Blättern zu erwidern, indem sie schreibt: „Die antisemitischen Blätter übersehen, daß es schlechte Beispiele sind, die ansteckend wirken. Es soll nämlich sogar Leute geben, die, von christlichen Eltern abstammend und in den ersten drei Tagen ihres Lebens getauft, später dadurch Karriere zu machen suchen, daß sie den „rechten Glauben" im Sinne der Orthodoxie heucheln. Auch ist es wiederholt vorgekommen, daß sogar Prinzessinnen um einer Heirat willen ihren Glauben gewechselt haben. Die jüdischen Konvertiten, welche die „Allg. Israel. Wochenschrift" den Antisemiten zum Verspeisen serviert, befinden sich da also in sehr arischer und christlicher Gesellschaft."

— Q. e. d. Als vor einiger Zeit hier und in Versammlungen von einer unserm Blatte nahestehenden Seite behauptet wurde, die beklagenswerte Verfügung des Brandenburgischen Provinzialschulkollegiums inbetreff der jüdischen Lehrkräfte an Berliner Gemeindeschulen habe z. T. die städtische Schulverwaltung verschuldet, weil sie die jüdischen Lehrkräfte unpraktisch verteilt hatte, da wollten alle Abwehrmänner sich vor Lachen ausschütten. Als Bestätigung jener Ausführungen ist eine Zuschrift anzusehen, welche die „Staatsbürger-Zeitung" in einer ihrer letzten Nummern abdruckt. Sie schreibt: „Die Anzahl der jüdischen Schüler in der 58. Gemeindeschule war seit Jahren höchstens 20. Die Gesamtzahl der Schüler betrug im Durchschnitt 1000. Die Schule besaß also höchstens 2 pCt. jüdischer Schüler. Deswegen oder trotzdem wurde dort eine jüdische Lehrerin angestellt. Sie erhielt eine Klasse von 60 Schülern, welche nicht einen einzigen jüdischen Schüler enthielt. Sie erteilte pro Woche vier jüdische Religionsstunden. Die älteren jüdischen Schüler wurden in der ersten Hälfte jeder jüdischen Religionsstunde,

die jüngeren in der zweiten Hälfte unterrichtet. Jetzt ist die Zahl der jüdischen Schüler sogar bis auf 11 gesunken. Da die jüdische Lehrerin krank geworden, so wurde eine Vertreterin geschickt, welche auch jüdisch ist." — Gewiß, diese Zuschrift sieht einer Denunziation so ähnlich, wie ein Antisemit dem andern. Allein fassen wir die Sachlage objektiv ins Auge: Die jüdischen Lehrkräfte sind in erster Reihe als *Religions*lehrer angestellt; ob das gut ist oder nicht, bleibe ganz unerörtert, aber es *ist* doch nun einmal so. Nun wird einer jüdischen Lehrerin eine Klasse überwiesen, die *nicht einen* jüdischen Schüler aufweisen kann. Unsere Zeit krankt an alten Vorurteilen wider die Juden, weite Kreise sind von einem latenten Antisemitismus befallen, was Wunder, daß sie von Thatsachen, wie in dem Antisemitenblatt mitgeteilt, aufgeregt werden, klagend und petitionierend die Oeffentlichkeit beunruhigen und die Unterrichtsbehörde zu Maßnahmen drängen, die schließlich völlig Unschuldige in Mitleidenschaft ziehen! „Es kommt nicht darauf an, die menschlichen Dinge zu betrauern oder zu belachen, sondern — zu *begreifen*," sagt ein leidlich unterrichteter und erfahrener Jude: — Baruch Spinoza.

— **Der angespuckte Bürgermeister.** Unser Freund Dr. Lueger ist s. Z. in Budweis inderthat angespuckt worden, dennoch ist der Attentäter freigesprochen worden. Unseren Lesern wird die Affaire, deren Schauplatz der Bahnhof in Budweis bei der Ankunft Luegers am 30. August gewesen ist, noch in Erinnerung sein. Gegen den Redakteur Hugo Kraus, welcher bei diesem Anlasse mit Dr. Lueger und dem Katecheten Foltin ein Renkontre hatte, wurde von letzterem eine Ehrenbeleidigungsklage eingebracht und Herr Kraus stand vorige Woche als Angeklagter vor dem Bezirksgerichte in Budweis. Die Zeugen deponierten unter Eid, daß sowohl auf dem Perron, als vor dem Bahnhofe gegen Dr. Lueger durch Zurufe demonstriert, daß aber schon auf dem Perron ein Jude von antisemitischer Seite thätlich angegriffen wurde. *Sechs Zeugen beeideten* — was von antisemitischer Seite immer abgeleugnet wurde — daß dem Dr. Lueger *thatsächlich ins Gesicht gespuckt* worden ist. Ferner wurde eidlich festgestellt, daß Kraus keinen tückischen Ueberfall inszeniert, und daß Pater Foltin vor dem Bahnhofe *den ersten Schlag geführt hat*. Nach durchgeführtem Beweisverfahren wurde *Kraus freigesprochen* — Die „Oesterreichische Wochenschrift" bemerkt hierzu: Es ist ein stolzes, erhebendes Gefühl für den Bürger, wenn er weiß, daß der Mann, den die Stadt an ihre Spitze gestellt, angespuckt von seiner politischen Hausierfahrt ins Rathaus zurückkehrt. Mit welcher Ehrfurcht wird er die Züge betrachten, die der eine für einen Spucknapf, der andere für das Gesicht einer Prügelpuppe angesehen hat! Derlei Abenteuer sind unangenehm, und man bemüht sich daher, sie zu leugnen. So geschah es auch, als der Wundermann von Wien von seiner Reise nach Budweis zurückkehrte. Zwar hatten die Blätter die ehrenvolle Behandlung, die ihm in Budweis zuteil geworden, schon gemeldet. Aber man ist nicht umsonst in seinen freien Stunden Advokat. Noch besteht der § 19 des Preßgesetzes und ihn in Anwendung bringen, versteht Dr. Lueger gewiß besser, als alle sonstigen Paragraphen unseres Gesetzbuches. Er leugnete einfach. Seiner Schilderung nach war er weder wörtlich noch thätlich beleidigt worden, und er hatte also auch keine Ursache, in irgend einer Art Satisfaktion zu verlangen. Die Gerichtsverhandlung brachte nun freilich Thatsachen ganz anderer Art ans Licht. Nicht weniger als sechs Zeugen sagten unter ihrem Eide aus, daß dem Dr. Lueger ins Gesicht gespuckt worden sei. Die Berichtigung des Herrn Dr. Lueger enthielt also eine Unwahrheit, da er den ihm angethanen Schimpf ruhig nach Hause getragen. Prosit Mahlzeit!

Feuilleton.

Aus Palästinas Lehrhallen.*)

Vom Licent. Prof. Dr. August *Wünsche*, Dresden.

Ueber die schriftstellerischen Erzeugnisse des Judentums nach Abschluß des alttestamentlichen Kanons von Alexander dem Großen etwa bis zum 5. nachchristlichen Jahrhundert herrschen selbst unter den Gebildeten noch recht unklare Vorstellungen. Das hervorragendste Geisteserzeugnis aus dieser Zeit, die beiden Talmude, ist den meisten weder nach Inhalt, noch nach Umfang bekannt, trotzdem dasselbe seit beinahe zwei Dezennien in der öffentlichen Presse, auf dem Reichstage, in Gerichtsverhandlungen und auf Volksversammlungen oft genannt und beurteilt worden ist. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß ein großer Teil des Talmud für den Forscher nur ein kulturhistorisches und litterarisches Interesse hat und in seinen Verordnungen und Bestimmungen für das religiöse Leben selbst dem Judentum in den zivilisierten Staaten für antiquiert gilt; trotzdem aber bleibt er ein Schriftdenkmal, das in seiner Eigenartigkeit unter allen von den Völkern des Altertums auf uns gekommenen Geistesschätzen einzig dasteht. Wiederholt hat man in antisemitischen Volksversammlungen und auf dem Reichstage die Forderung ausgesprochen, den Talmud zu übersetzen, weil er durch viele seiner Bestimmungen unser sittliches und kommerzielles Leben schädige, wie aber würden die, welche diese Forderung gestellt haben und noch stellen, ernüchtert werden, wenn sie sich in den Inhalt hineinarbeiten sollten, wie viel Zeit würden sie brauchen, um bei dem bunten Durcheinander nur ein Zitat, falls dasselbe nicht nach Traktat und Folioseite genau angegeben, ausfindig zu machen! Und vollends wie verblüfft würden sie sein, wenn sie eine sogenannte schädliche Stelle wörtlich übertragen vor Augen hätten, beleuchtet durch den Zusammenhang oder erläutert durch die ausführlichen Kommentatoren!

Durch den Talmud winden sich zwei Ströme: der eine, die Halacha, hat es mit der religionsgesetzlichen Praxis, d. h. mit Erörterungen, Bestimmungen und Verordnungen der Juden im häuslichen und öffentlichen Leben, im Handel und Verkehr unter sich und mit Nichtjuden u. s. w. zu thun; der andere, die Agada, dagegen befaßt sich mit der Auslegung und Erläuterung des Bibelwortes zum Zwecke des Verständnisses oder der Erbauung. Beide Ströme aber laufen nicht neben

*) Die Agada der Palästinensischen Amoräer. 2. Bd. Die Schüler Jochanans. Von Dr. Wilhelm Bacher, Professor an der Landes-Rabbinerschule zu Budapest. Straßburg i. E. 1896. Karl J. Trübner. 545 S. gr. 8⁰. In der treffl. Beil. der „Münch. Allgem. Ztg."

einander her, sondern sie durchkreuzen sich oft in der wundersamsten Weise. Die Halacha gleicht vielfach unsern heutigen Diskussionen und Debatten über Gesetzesbestimmungen, besonders denen, die in jüngster Zeit über gewisse Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches gepflogen wurden; die Agada dagegen, als der Erguß des religiös gestimmten Gemütes, hat zuweilen den Charakter einer Predigt oder einer Bibelstunde in der Kirche. Die Halacha wendet sich vorzugsweise an den Verstand, scharfsinnige Argumentation, logisches Folgern und Schließen sind ihre Haupteigenschaften; die Agada spricht zum ganzen Menschen, sie regt ebenso seinen Verstand wie sein Gefühl und seinen Willen an, sie belehrt, ermahnt, ermuntert, straft und tröstet. Während die Kenntnis der Halacha dem christlichen wissenschaftlichen Theologen die Konflikte, in die Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten gerät, wie die Heilungen und das Aehrenausraufen am Sabbat, das Händewaschen vor dem Essen, das Fasten, die Frage über das große Gebot, wie nicht minder die auf dem Apostelkonzil zu Jerusalem den Heidenchristen auferlegte Observanz, sich des Blutes und des Erstickten zu enthalten und noch so manches andere beleuchtet und verständlich macht, darf die Agada ein allgemeineres Interesse beanspruchen. Sie zeigt uns nicht nur, bis zu welcher Stufe des sittlichen Gedankens und der Gesinnung sich der jüdische Volksgeist emporgeschwungen, sondern liefert auch zu den Aussprüchen und Gleichnisreden Jesu vielfach Parallelen von oft merkwürdiger Uebereinstimmung, ohne daß Entlehnung stattgefunden hat. Schon Franz Delitzsch, der größte Kenner des talmudisch-midraschischen Schrifttums unter den christlichen Theologen, hat den Gedanken ausgesprochen, daß sich in der Agada ein den Lehren Jesu wenigstens verwandter Geist offenbare, und die Buxtorfe, Lightfoot, Wetzstein, Schöttgen, Menschen und der Verfasser dieses Artikels haben dies in umfänglichen Werken durch Zitate nachgewiesen.

Als Schöpfer und Urheber der Agada sind die Tannaiten und Amoräer zu betrachten. Unter Tannaiten hat man die Lehrer der Mischna, die mit Jehuda I. zu einem gewissen Abschluß gelangte, zu verstehen. Wenn auch die Tannaiten, insonderheit dem Studium der Halacha oblagen, so haben sie doch auch zahlreiche ethische Gedanken bald in kürzerer, bald in längerer Form ausgesprochen. Die Amoräer dagegen waren Männer, die in den Versammlungen und Lehrhäusern während des 3., 4. und 5. Jahrhunderts in Palästina und Babylon den Gesetzeslehrern zur Seite standen, um dem Volke den Sinn des vorgetragenen Schriftwortes durch Uebersetzung, entsprechende Erklärung und Erläuterung verständlich und anschaulich zu machen. Mit der Zeit spielten die Amoräer eine solche Rolle, daß sogar die Klage über sie laut wurde, sie schädigten durch ihre Vorträge, wie durch ihre Vortragsweise die Gesetzeslehrer in ihrer Autorität.

Viele Tannaiten und Amoräer haben sozusagen einen Kantischen Imperativ der Sittlichkeit, d. h. ein Prinzip aufgestellt, aus dem das sittliche Thun und Handeln entspringen soll.

Dem Objekte oder Gegenstande nach läßt sich die Agada in eine religiöse und weltliche gliedern. Die religiöse Agada verbreitet sich zunächst über Gott, sein Wesen und seine Eigenschaften, besonders über seine Liebe und seine Gerechtigkeit, und wie beide Eigenschaften im Wesen Gottes neben einander bestehen; sie erörtert aber ebenso auch sein Verhältnis zu den Engeln, zu den Geistern und zur Welt. Wir haben zahlreiche Aussprüche über die Schöpfung, die göttliche Weltregierung und Weltleitung, die Vorsehung, die Offenbarung, das Gesetz. Von bisweilen packender Wirkung sind solche Stellen, die von dem wahren Gott im Gegensatze zu den nichtigen Götzen handeln. Während die Existenz und Realität Gottes überzeugend in seinem Wirken und Walten im Himmel und auf Erden dargethan wird, erscheinen die Götzen als eitle Trug- und Wahngebilde der menschlichen Phantasie, denen nichts wesentliches anhaftet. Auch eschatologische Fragen, wie die in der kommenden Welt stattfindende Belohnung und Bestrafung als Ausgleich der Dissonanzen und Diskrepanzen im diesseitigen Leben, die Geheimnisse der letzten Dinge spielen in der religiösen Agada eine große Rolle. (Fortsetzung folgt.)

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

Der Anführer der Kreuzträger fuhr aus seinem dumpfen Hinstarren empor. Er horchte mit fiebernden Augen auf und warf mit gewaltsamem Ruck die neben ihm Stehenden zur Seite. Dann machte er einen Sprung in die Gegend, von woher die Angstrufe ertönten.

„Wo ist die Pest?“ schrie er wild die Menge durchbrechend und mit gierigem Blick umhersuchend, bis er die Bahre fand, über der die beiden einsamen Gestalten wachten. Er stürzte auf sie zu, ein Gemurmel, „haltet ihn — er ist verrückt,“ lief durch die Masse. Aber die Geißeler drängten ihm furchtlos nach.

„Er kann Tote auferwecken — Gott hat ihm Kraft gegeben — er ist selbst aus dem Grabe auferstanden und nichts hat Gewalt über ihn,“ riefen sie begeistert.

„Du entfliehst vor mir,“ stießen die gepreßten Lippen des Greises ächzend heraus, „aber ich verfolge dich und ich werde dich packen und du sollst mit mir ringen —“

Und wie er es sprach, schleuderte er den kraftvollen Arm des jungen Zimmermanns, der den irrsinnigen Alten von dem Erkrankten abzuhalten suchte, wie den eines Kindes zurück; er packte die Bahre und warf sich über den Körper des Jünglings, und sich auf das regungslose Gesicht niederbeugend, sog er begierig den tötlichen Hauch seiner Lippen.

Es war einen Augenblick still geworden; selbst die Flagellantenschar, soweit sie noch nicht in der Kirche verschwunden, hielt, über die Kühnheit ihres Führers erschreckt, einige Schritte von ihm inne; dann brach sie plötzlich in ein betäubendes Gejauchz aus und heulte:

„Er lebt, — Dominicus hat den Tod auferweckt — Gott hat ihm die Kraft gegeben — er besiegt die Pest und sie krümmet sich unter seiner Hand!“

Die Furcht war von ihnen gewichen, alle wogten begeistert heran und hefteten die Augen auf das anscheinende Wunder. Der leblos daliegende Jüngling hatte unter den Worten des Greises die falben Lider emporgehoben und blickte

ihm mit weitgeöffneten Augen ins Gesicht. Das Leben kam, wie unter dem Ruf des Alten, und überfloß Hellems entstellte Züge; wie eine Flamme, von Magierhand aus der Nacht beschworen, glänzte es auf und verschwand wieder in Nacht und erlosch.

Doch, als ob es ein Blitz gewesen, der die sonderbare Gestalt über ihm getroffen, so taumelte dieser vor dem hastigen Blick zurück. Das graue Haar richtete sich auf dem Scheitel des Anführers empor, er stierte auf die Bahre, als wollten seine Augen das mit Pestflecken verunstaltete Gesicht des jungen Mannes verschlingen, die Hände fielen wie gelähmt an seiner Seite herunter und die hohe Gestalt sank langsam in sich zusammen. Ihre Kniee brachen, ihre Arme fielen über den Leib des Kranken, auf dessen Mund ihre Lippen sich neigten, während ein Thränenstrom aus den knöchernen Augenhöhlen stürzte und das Antlitz Hellems mit warmer Flut übergoß.

Voller erscholl aus der Kirche der Gesang der Kreuzträger, die Eintritt erlangt; Posaunenklänge mischten sich mit gellem Ruf darein und lauter schwollen die Töne und es hallte über die Menge:

„Wir wenen trene mit den oghen
Und hebben des so guden louen
Mit unsen sinnen unde mit hertzen —“

Der Greis, der schluchzend an der Bahre lag, richtete den Kopf auf. Das Wilde, Verstörte war seltsam aus seinem Gesicht gewichen; „wohin bringt Ihr den Kranken?“ fragte er, die Zunächststehenden mit unruhvoll-nachdenklichen Augen anblickend.

„Wir hätten ihn längst ins Spital gebracht, wenn Ihr nicht mit Euerm verdammten Zug gekommen und uns unsere Träger weggelockt hättet,“ antwortete der Zimmermann ärgerlich. „Jetzt könnt Ihr selbst mit anfassen, wenns Euch Spaß macht und der junge Herr hier nicht durch Eure Schuld auf der Straße verrecken soll.“

Er platzte unwillig damit heraus, ohne sich darum zu kümmern, daß die Büßer um ihn her über die ihrem Führer und ihnen zugefügte Beleidigung eine drohende Miene annahmen. Die Kraft des sonderbaren Alten hatte er erprobt und ihn nachher ruhig gewähren lassen; doch die Ueberzahl fürchtete er nicht und stand im Begriff, ihr auf ihre Drohungen unbekümmert zu entgegnen. Aber er verstummte plötzlich, wie der ihn umgebende Haufe, denn jener erhob sich unter dem Klang der an ihn gerichteten Worte des jungen Bürgers, erfaßte die Tragbahre und sagte:

„Ich will nicht Schuld tragen an seinem Unglück, — Gott im Himmel, dieser Mann sagt, ich werde Schuld tragen an seinem Tod —“

Der Ausdruck seiner Züge war wieder irr und geistesabwesend geworden, allein er sammelte sich rasch und fuhr fort:

„Ich werde helfen den Mann ins Spital zu tragen; es ist Gott mehr wohlgefällig sich zu erbarmen über seine Mitmenschen, als sich aufzuerlegen Martern, welche niemandem nützen.“ Er glitt mit der Hand über die hohe Stirn, als ob er etwas mit ihr fortwische, das ihm über die Augen zu fallen drohe; die Geißeler murrten zu seinen Worten, doch er setzte ruhig hinzu: „Geht und helft denen, die bedrängt sind, denn es wird not thun, und Eure Sünden Euch vergeben werden, wenn sie zu vergeben sind.“

Damit schritt er, die Bahre hebend, die der Zimmermann am hinteren Ende gefaßt hatte, vorwärts; neben ihm ging Sybille und wies ihm die Richtung, die er einzuschlagen hatte. Doch schien dies kaum nötig, denn es war, als ob der Fremde sie instinktiv treffe, so richtig bog er in die Gassen, die auf dem nächsten Wege zum Spital hinführten. Endlich erreichten sie dies, ein hohes, düsteres Gebäude, das in einer engen Gasse unfreundlich und unschön versteckt lag. Die fast lichtlosen Räume machten einen traurigen Eindruck; Wärter mit ängstlichen Gesichtern liefen ab und zu und flüsterten. „Da kommt der Fünfte,“ sagte einer von ihnen schaudernd, doch ein anderer unterbrach ihn lachend:

„Zählst Du noch, Jörg Hasenfuß? Der Spaß wird Dir bald vergehn; nur hinein mit ihm, frisch, immer mehr, es wird lustig —“

Er öffnete die Thür eines großen, dunklen Raumes, aus dem eine dumpfe, übelriechende Luft hervordrang.

„Gebt diesem ein eigenes Zimmer,“ sagte Sybille vortretend, „er wird es bezahlen.“

Der Spitalwärter sah sie frech an. „Wird er?“ fragte er hämisch; „nun, wirds nicht lange zu bezahlen haben, aber's kommt teuer und muß vorher berichtigt werden, eh' er uns abfährt. Ist vielleicht Euer Schatz, Jungfer?“

Das Mädchen wurde rot bei den letzten Worten; doch sie nestelte ruhig eine kleine Goldkette, die sie am Hals trug, los und reichte sie dar. „Nehmt vor der Hand dies als Pfand für die Bezahlung,“ sagte sie.

„Ihr müßt noch einen Kuß darauf geben, Jungfer,“ antwortete der Wärter mit unverschämter Grimasse, indem er die Hand begierig nach der Kette ausstreckte, „vielleicht gefall' ich Euch, wenn der Liebste krepiert ist —“

Doch er wurde von zwei Seiten unterbrochen; von dem Zimmermann, der ihm einen so gewichtigen Streich mit der Hand ins Gesicht gab, daß er in ein lautes Klagegeheul ausbrach, während der Alte die goldene Kette seiner Faust entriß, die er dem Mädchen zurückgab und jenem statt derselben ein paar hastig aus einer verborgenen Tasche geholte Goldstücke hineindrückte.

Die Schweinsaugen des Gestraften funkelten heimtückisch in das Gesicht des jungen Bürgers, derweil er antwortlos ein Nebengemach aufschloß und die Harrenden eintreten ließ. Es war eine enge, niedere Stube, in welche durch ein einziges, dicht mit Eisenstäben vergittertes Fenster falbes, unfreundliches Licht fiel.

„Es ist die Tobzelle,“ sagte er widerwärtig grinsend, „die wird wohl für das Gelichter passen.“

Doch er hütete sich, es lauter zu sprechen, als daß höchstens Sybille es verstehen konnte; allein auch diese gab nicht Acht darauf. Bruder Dominicus stand neben dem Zimmermann: er hatte eine Frage auf den Lippen, die er schon öfter wieder zurückgeschluckt, endlich brachte er sie mit etwas abgewandten Gesicht hervor:

„Kennt Ihr den jungen Mann, den das Unglück betroffen?“

Der Zimmermann zuckte die Achseln. „Ich nicht, die Jungfer kennt ihn,“ erwiderte er. „Ich dachte, auch Ihr,“

fügte er, sich gegen den Alten richtend, bei, „da Ihr Euch seiner so fürsorglich annahmt.“

Der Greis wich dem forschenden Blick, den der Sprecher auf ihn heftete, aus. „Es ist die Pflicht der Brüderschaft, der ich angehöre,“ versetzte er unsicher, „wie viel mehr kommt es mir zu, als Euch, der barmherzig war und sich der Gefahr blosgab, ohne jene Pflicht. Der Herr, der ewige Gott, lohn es Euch —“

Er ergriff mit krampfhaftem Druck die Hand des Bürgers, der verwundert die Thränen sah, die über das pockennarbige Gesicht des Büßers herabfielen. Dieser drehte hastig den grauen Kopf:

„Ich meine, damit man den Angehörigen des Jünglings Nachricht erteilen kann,“ fuhr er zögernd fort, „wenn Ihr seinen Namen und seine Wohnung wißt, Jungfer. Und daß man einen guten Arzt fände, einen sehr guten Arzt, ob er auch verlangen möchte für die Behandlung was er wollte.“

„Ich gehe,“ antwortete Sybille ruhig, „und werde alles besorgen. Wollt Ihr bleiben und auf den Kranken achten, bis ich zurückkomme?“

Der Greis nickte zustimmend. „Ich werde bleiben,“ entgegnete er; „wollt ihr mir nicht zuvor sagen den Namen dieses jungen Mannes, damit ich könnte zu seinen Eltern schicken, wenn ihr bekämet Verhinderung, Jungfrau?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Es wird mich nichts hindern,“ entgegnete sie, „wartet.“ Sie ging zur Thür, der Zimmermann folgte ihr nach. Die Augen des Alten rollten unruhvoll in ihren Höhlen, seine Lippen zitterten —

„Wollt Ihr mir nicht lieber sagen den Namen des jungen Mannes, eh daß Ihr geht?“ rief er noch einmal mit stockendem Atem, aber jene hörten nicht und verschwanden auf dem Flur.

„Sie wollen mir nicht sagen den Namen,“ schluchzte der Greis, „und ich muß sehen, ob ich kann auferwecken den Tod.“

Er trat an das Bett, auf dem der Kranke bewegungslos lag und neigte sich über sein Gesicht. Er betrachtete ihn und zauderte, endlich legte er die Lippen an sein Ohr und flüsterte rufend ein Wort hinein und stieß einen Freudenschrei aus, denn wieder hob der Jüngling die Wimper und sah ihn mit gläsernen Augen an, doch dabei, wie im Traum, glitt der Schimmer eines freundlichen Lächelns über das starre Antlitz.

Die sehnigen Finger des Alten drückten sanft die Lider zur Ruh herab. „Sie wollten mir nicht sagen den Namen,“ murmelte er, „als ob mein Auge blind geworden und nicht mehr könnte sehen, wie vor zwanzig Jahren.“

Ein geisterhafter Zug lag in seinem Gesicht, er wiederholte immer ein Wort zwischen den Lippen und kauerte sich zu Häupten des Lagers nieder, den Mantel um seine hagere Gestalt geschlagen und den Kopf mit der Kapuze verhüllt, daß nur die großen, unruhvoll harrenden Augen aus der Oeffnung hervorleuchteten. —

Draußen auf der Gasse trennte sich Sybille von ihrem Begleiter. „Ich muß allein gehen,“ sagte sie bestimmt, als er Miene machte ihr auch jetzt zu folgen, „lebt wohl und habt Dank.“ Sie reichte ihm freundlich ihre niedliche Hand zum Abschied, die er zart in seine schwielenbedeckte Finger nahm. Sie lächelte, als sie den Abstand gewahrte, „es ist das Handwerk, Jungfer,“ sagte er verlegen.

Doch sie fiel ihm rasch ins Wort. „Das ist gut,“ versetzte sie, „desto tüchtiger sind sie für die Arbeit, und Mädchen zu beschützen, die in ihrer Nähe in Gefahr geraten,“ fügte sie schelmisch hinzu. (Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

St. **Berlin**, 3. November. Unter dem Namen „Paläftina, Verein zur Unterstützung jüdischer Bauern“ hat sich eine Vereinigung konstituiert, deren Aufgabe es sein soll, die in Paläftina bestehenden resp. noch zu gründenden Kolonien jüdischer Ackerbauer zu unterstützen. Die für diesen Zweck eingehenden Beträge werden direkt dorthin abgeführt. Den Vorstand des Vereins bilden die Herren Wilhelm Goldschmidt (Vorsitzender) Linienstr. 112, W. Kelln (stellvertr. Vorsitzender) Barnimstr. 22, Sally Brilles (Kassierer) Potsdamerstraße 41, Louis Unger (stellvertr. Kassierer) Oranienstr. 85, Willy Steinberg (Schriftführer) Artilleriestr. 4a, Dr. Wilhelm Böhlendorf, Charlottenburg, Schillerstr. 33, Dr. Oppenheimer, Krausnickstr. 17, Juda Bamberger, Neue Friedrichstr. 57, Adolf Prayer, Alte Schönhauserstr. 30.

* **Berlin**, 4. November. (Die Alters-Versorgungs-Anstalt) der jüdischen Gemeinde versendet ihren Jahresbericht pro 1895/96, aus dem zu ersehen ist, daß auch im vergangenen Jahre die Zahl der Hospitaliten vermehrt worden ist. Während sich am 1. April 1895 213 Hospitaliten in beiden Anstalten befanden, ist die Zahl am 1. April 1896 auf 221 gestiegen. Allerdings sind jetzt in beiden Anstalten fast alle Zimmer besetzt, und viele würdige Personen müssen abgewiesen werden. Der Rechnungs-Abschluß weist an Einnahmen 203 312,74 Mk., an Ausgaben 108 866,80 Mk. auf.

* **Berlin**. 4. November. (Fund eines hebräischen Textes.) Nur das milde, trockene Klima des Morgenlandes macht es möglich, daß ein Papyrusblatt sich so lange halten kann und folgender fast unglaubliche Fund in Jerusalem jüngst hat gemacht werden können. Es ist ein Blatt aus dem Standesregister mit 120 An- und Abmeldungen. Spalte 4 beginnt mit den Worten: „Schreibregister ק"ד, Jahr נ"פ.“ ק"ד bedeutet im Hebräischen 104, נ"פ 789, d. i. das Jahr 27 nach der bürgerlichen Zeitrechnung. In Spalte 3, Nr. 3 heißt es: Der Fürst Seian Majestät Palmzweig kam.“ Palmzweig bedeutet soviel als feierlich. Seianus war damals Regent. In Spalte 4 Nr. 14: „Der Chaber Jesus kam und ging.“ Chaber heißt im Hebräischen soviel als Theologe, einer, der in der Religion unterrichtet ist. „Kam“ bedeutet vorübergehend angemeldet. Eine dauernde Anmeldung wird durch „kam und wohnte“ ausgedrückt. Daß der Tempel damals noch nicht zerstört war, beweist die Anmeldung: „Kam und wohnte“. Wird sich dieses Manuskript im Feuer der Kritik als echt bewähren?

* **Berlin**, 4. November. (Ein Irrtum) ist einem Mitarbeiter der „Volks-Zeitung“ in einem Nachruf auf den sel. Dr. Bamberger-Königsberg mit unterlaufen. Er schreibt u. a. „Zum Nachfolger des Dr. Bamberger ist, wie wir hören, Dr. Rülf in Memel bestimmt, der sich nicht blos durch ein großes, tief angelegtes Werk über Metaphysik in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht hat, sondern auch in-

sofern unter allen seinen Amtsbrüdern eine ganz exzeptionelle Stellung einnimmt, als Dr. R. bereits seit 21 Jahren neben seiner geistlichen und wissenschaftlichen Thätigkeit die Muße findet, ein politisches Blatt, das liberale „Memeler Dampfboot", zu redigieren." -- Was hier über unsern verehrten Freund und Mitarbeiter Dr. Rülf gesagt wird, ist wahr; nur eines ist unrichtig, nämlich daß er zum Nachfolger seines Freundes Bamberger bestimmt sei. Dr. Rülf wird zwar in Königsberg wie in ganz Ostpreußen hochgeehrt, allein er ist doch schon über die Jahre hinaus, die einen Amtswechsel zulassen.

* **Berlin**, 4. November. (Aufruf.) Das Komitee für Channuka-Bescheerung versendet den folgenden Aufruf: „Beim Nahen der rauhen Winterszeit wenden wir uns wiederum für eine Schar von mehr denn 1000 jüdischen Kindern, welche die Kommunalschulen besuchen, an das allezeit milde Herz unserer Glaubensgenossen um Spendung von Geld für die nötigsten Kleidungsstücke. Diese Gabe schützt nicht nur die kleinen Körper vor Kälte, sondern erfreut auch ihr Herz und wirft in ihre jugendlichen Seelen einen Lichtstrahl, der ihrem sonst freudlosen Dasein die ermunternde Gewißheit bringt, daß sie von den Nebenmenschen nicht ganz verlassen sind. Im vorigen Jahre erhielten am Channukafeste laut unseres Berichtes vom Januar 1896 1100 Kinder Stiefel, Kleider, Wäsche und Lehrmittel. So wurde bitterste Not an vielen Stellen gelindert. Gleichzeitig gelang es, wie man uns aus Lehrerkreisen berichtete, einen moralischen Einfluß auf die Schüler zu üben, indem wir bei unseren Recherchen diejenigen Kinder bevorzugten, die sich durch Fleiß, Betragen und Sauberkeit auszeichneten. Beide Erfolge ermutigen uns, alle Kinderfreunde, besonders die Frauen unserer Gemeinde, herzlichst zu ersuchen, durch eine freundliche Gabe an Geld, Stoffen, Jugendschriften oder dergleichen dies Liebeswerk wiederum fördern zu helfen." — Vorsitzende des Komitees ist Frau Julie Neumann, Viktoriastraße 31.

⚒ **Königsberg i. Pr.**, 30. Oktober. (Rabbiner Dr. Bamberger) ist gestern zur ewigen Ruhe gebettet worden. Mittags 1½ Uhr fand in der neuen Synagoge, wo die Leiche aufgebahrt war, eine erhebende Feier statt. Dichtgefüllt waren die Räume des herrlichen in tiefes Schwarz gehüllten Gotteshauses; neben den Vertretungskörperschaften der Synagogengemeinde, die in corpore erschienen waren, bemerkte man die beiden Bürgermeister, den Stadtverordnetenvorsteher nebst mehreren Stadt- und Geheimräten, Stadtschulräte und Schuldirektoren, etwa 20 Rabbiner im Ornate sowie zahlreiche Deputierte auswärtiger Gemeinden. Nach der Einleitung der Feier durch die Absingung von Psalm 16, bestieg der Vorsitzende der Synagogengemeinde, Professor Dr. Samuel, die Kanzel, um dem Verewigten einen warm empfundenen Nachruf zu widmen. Hierauf folgte der Vortrag von Psalm 49 mit Soli von Herrn Kantor Birnbaum, sodann die ergreifende Trauerrede des Rabbiner Dr. Rosenthal-Breslau. Redner schilderte ausführlich das segensreiche Leben und Wirken des Verstorbenen. „Er wollte dies Haus weihen, er wird nun in ihm geweiht!" waren die Schlußworte des Redners, denen dann die Liturgie folgte. Gemeindegesang bildete den Abschluß der synagogalen Feier, die zugleich mit dem Bilde des Verewigten in den Herzen aller Teilnehmer fortleben wird. — War schon vor dem Beginn der Feier der Platz vor dem Gotteshause mit einer Menge von Neugierigen angefüllt, so hatte sich dieselbe nach Schluß derselben so vermehrt, daß es den dienstthuenden Polizeimannschaften Mühe kostete, dem Leichenzuge Platz zu schaffen. Der Zug wurde durch eine Schar von Kindern aus dem israelitischen Waisenhause, dem Kosch'schen Waisenstifte und der Religionsschule eröffnet. Ein stattlicher Zug von ca. 300 Herren folgte dem Sarge und die Reihe der zahlreichen Equipagen wurde beschlossen durch drei ganz mit Kränzen und Blumenspenden gefüllte Wagen. Auf dem neuen israelitischen Friedhofe vor dem Königsthor angekommen, wurde der Sarg zunächst in die reichgeschmückte Leichenhalle getragen, wo nach Absingung des Psalms 103 Rabbiner Dr. Rülf aus Memel seinem langjährigen Freunde und Kollegen eine von Herzen kommende Rede hielt, in der er besonders dessen erfolgreiche Thätigkeit in Bezug auf das Zusammenschließen der jüdischen Gemeinden Ostpreußens betonte. Nach der nun folgenden, vom Synagogenchor ausgeführten Liturgie sprach Rabbiner Dr. Pick das Schlußgebet, worauf die Leiche unter Vorantritt der Schüler und des Sängerchors zur letzten Ruhe geleitet wurde.

↗ **Rybnik**, 2. November. (Eine Gedächtnisfeier) zum Andenken des Sanitätsrats Dr. Freund-Gleiwitz, des Vorsitzenden des oberschlesischen Synagogengemeinde-Verbands, fand gestern hier statt. Sie schloß sich der Feier des Eröffnungstages des israelitischen Waisenhauses an, dessen Begründer und eifrigster Förderer der Verstorbene war. Nach dem Seelengebete hielt der gegenwärtige Vorsitzende des Kuratoriums, Amtsgerichtsrat Levy-Beuthen, eine Ansprache, worauf durch einen Knaben der Anstalt unter Vortrag eines Gedichtes das Bildnis des Heimgegangenen enthüllt wurde. Alsdann Absingung eines Psalmes und Predigt des Rabbiner Dr. Cohn-Kattowitz. Sodann ist der Beschluß des Ausschusses bekannt gegeben worden, diesen Todestag alljährlich im Waisenhause zu begehen. Den Schluß bildete eine Ansprache des Anstaltsleiters, Herrn Katz, an dessen Zöglinge.

K. Z. **Rybnik**, 2. November. (Das israelitische Waisenhaus) dahier versendet seinen 2. und 3. Jahresbericht, umfassend den Zeitraum von Oktober 1894 bis dahin 1896. Dem Berichte sind folgende Daten zu entnehmen: Die Anstalt beherbergte 23 Zöglinge, darunter 8 Knaben und 15 Mädchen, von denen 6 Vollwaisen, 16 Halbwaisen waren. Sie gehörten 13 verschiedenen Synagogengemeinden Oberschlesiens an. Die Fortschritte der Kinder im Unterricht, welchen die meisten in der katholischen Stadtschule, einige in der höheren Mädchen- bezw. Knabenschule genossen, waren gute, denn alle wurden am Schlusse beider Schuljahre in eine höhere Klasse versetzt. Die Arbeitsbeschäftigung im Hause erstreckte sich nicht, wie früher, blos auf Fröbel- und weibliche Handarbeiten, sondern es befaßten sich auch sämliche Kinder mit verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft. Außerdem wurde der älteste Knabe von einem Schneider, die übrigen von einem Tischler unterrichtet und in diesem Winter wird auch der Handfertigkeitsunterricht für Knaben eingeführt, dessen Kosten und Utensilien Herr Rechtsanwalt Schüller in Gleiwitz bestreitet. Die Jugendbibliothek vermehrte sich lediglich durch

Geschenke von Büchern von 62 auf 158 Nummern. Der Gesundheitszustand war im allgemeinen befriedigend. Recht zahlreich sind diejenigen, welche die Anstalt durch Zuwendungen, sei es bei ihrer Anwesenheit daselbst oder zu besonderen Gelegenheiten, unterstützen. Aber weit größer ist die Reihe jener, welche jährliche Beiträge zahlen. Wir finden darunter 19 Synagogengemeinden, 17 Vereine und 561 nicht allein in Oberschlesien wohnende Einzelmitglieder. Sie bringen insgesamt den Betrag von über 8700 Mark ein. Am 29. Oktober 1894 wurde durch eine Sammlung der Grund zu einem Fond gelegt, aus welchem die Zöglinge beim Weggang von der Anstalt die erste Wegzehrung erhalten.

M. **Breslau**, 2. November. (Der jüd. Wahlverein) hielt am Donnerstag Abend im Kaffee-Restaurant seine erste Mitglieder-Versammlung ab, die von dem Gründer und Vorsitzenden des Vereins, Rechtsanwalt Schreiber, geleitet wurde. In seiner Ansprache führte der Vorsitzende aus, daß der Verein sich die Aufgabe stelle, Einfluß auf die Gemeindewahlen zu gewinnen, zur Beseitigung von Mißständen beizutragen und Verbesserungen anzustreben. Keineswegs wolle der Verein einer bestimmten religiösen Richtung nachgehen, nur soll das Interesse der Gemeindemitglieder für die Vorkommnisse in der Gemeinde erweckt und gefördert werden. Eine Reihe hochachtbarer Männer wäre an ihn mit dem Ersuchen herangetreten, einen diesen Zweck verfolgenden Verein zu gründen, er habe geglaubt, diesem berechtigten Wunsche Rechnung tragen zu müssen. In großes Erstaunen sei er versetzt worden, daß der noch gar nicht lebensfähig gewordene neue Verein bereits aufs härteste bekämpft werde, in der ausgesprochenen Meinung, daß er eine gewisse orthodox-religiöse Richtung befolgen und diese bei der Wahl der Gemeinderepräsentanten zum Ausdruck bringen wolle. Gegen einen solchen Vorwurf müsse er die strengste Verwahrung einlegen; die Tendenz des Vereins solle nur die sein, die Interesselosigkeit der Gemeindemitglieder zu heben und sie anzuspornen, sich an dem Gemeindeleben mehr zu beteiligen. Natürlich werde der Verein an den Wahlen regen Anteil zu nehmen haben. Redner konstatierte, daß der Verein bereits 300 Mitglieder zähle, welcher Umstand den besten Beweis für die Notwendigkeit der Gründung liefere. Die Ausführungen fanden lebhaften Widerhall. Nachdem noch einige Redner gesprochen hatten, schritt man zur Beratung des Statuts. Dasselbe wurde mit der Umwandlung des Namens des Vereins in „Verein für die Interessen der jüdischen Gemeinde“ und Erhöhung der Zahl der Vorstände von acht auf fünfzehn mit großer Mehrheit angenommen. Leiter des Vereins ist seither der provisorische Vorsitzende Rechtsanwalt Schreiber. Das Statut ist den Satzungen des „Zentralvereins für die Interessen der jüd. Gemeinde in Berlin“ nachgebildet, nachdem der Vorsitzende dieses Vereins die Liebenswürdigkeit hatte, uns mit dem nötigen Material zu versehen.

M. T. **Bunzlau**, 2. November. (Synagogale Gesänge.) Der hochbegabte und äußerst fleißige Oberkantor Herr Rosenhaupt in Nürnberg hat seit einigen Jahren drei Bände „Schire ohel Jakob“, gottesdienstliche Gesänge in prachtvoller Ausstattung, erscheinen lassen. Dem Herausgeber war es eine Notwendigkeit, das Verhältnis der Kantoren zu der Synagogenmusik zum innigen Ausdruck zu bringen. Gebete, Psalmen und Lieder, die bisher musikalisch unbeachtet blieben, sind in der Sammlung in meisterhafter Weise bearbeitet, ein Vorzug, der den Herausgeber zum mindesten vor dem Vorwurfe der Einseitigkeit und Nachtreterei schützt und ihm zur Ehre gereicht. Der Komponist läßt ferner alle Richtungen zu Worte kommen, und so findet man denn vertreten die alten und neuen Sangesweisen mit und ohne Orgelbegleitung friedlich bei einander. Hier zeigt sich der Künstler in seiner ganzen Bedeutung, indem seine Weisen mächtig auf das jüdische Gemüt einzuwirken vermögen. Es würde uns eine Herzensfreude sein, Herrn Rosenhaupt auf diesem Felde noch recht oft zu begegnen; möge ihm aber auch diejenige Anerkennung werden, die er in so reichem Maße verdient.

N. **Von der Elbe**, 2. Oktober. (Zum Frankfurter Disput.) Geehrter Herr Redakteur! Die Aufnahme, welche die Korrespondenz aus Badisch-Krähwinkel in Ihrer w. Wochenschrift gefunden, ermuntert auch mich, Ihnen Gegenwärtiges zuzuschicken in der Hoffnung, daß Sie demselben die Aufnahme nicht versagen werden. Besitze ich auch nur einen beschränkten Unterthanenverstand, so werde ich Sie doch mit meiner Wahrheit bedienen. Ich verzichte vorweg auf jedes Honorar; Wahrheit soll man kaufen, nimmer aber verkaufen (Spr. Sal. 23. 23). Von besonderem Interesse ist mir der gegenwärtige Streit zwischen Ihrem M.-Mitarbeiter aus Frankfurt und seinem Gegner im Schmollwinkel daselbst. Letzterem will es durchaus nicht passen, daß die Adaß Jeschurun daselbst als Separatgemeinde betrachtet wird, sie sei vielmehr — wie er behauptet — Hauptgemeinde. Abgesehen davon, daß, wenn dem so wäre, die besondere Benennung Adaß Jeschurun keinen Sinn hätte, zumal es eine solche ist, die in der ganzen heiligen Schrift keine Analogie findet — sie müßte sich doch einfach Adaß Israel nennen — also abgesehen davon, ist doch die Frage berechtigt, wie ist die Thatsache, daß im Schmollwinkel ein ganzes Jahr, die hohen Festtage einbegriffen, ein besonderes Minjan unterhalten wird mit dem Lehrsatz: „Trenne Dich nicht von der Gemeinde!“ in Einklang zu bringen? Wenn aber gar behauptet wird, daß erwähnte Gemeinde die Fortsetzung der altehrwürdigen Gemeinde Frankfurt ist, so muß hier zur Steuer der Wahrheit ein Rückblick gestattet sein. Den Ruhm der Frankfurter Kehilla verdankt dieselbe der Berufung und Wirkung der großen Lehrer פני יושע und הפלאה, von den früheren גאונים ganz zu schweigen. Welche Ansprüche die damalige Gemeinde Frankfurt an ihren Rabbi stellte, erhellt schon daraus, daß sie es nicht verschmähte, den הפלאה aus tief Rußland herbeizurufen. Es war ihr also nicht nur darum zu thun, die Gemeinde-Institutionen zu überwachen, auch nicht darum, der Jugend eine dürftige Kenntnis der jüdischen Litteratur zu verschaffen, dazumal stand noch der Satz: Talmud Thora keneged kullam (Das Wissen geht über alles) in voller Geltung; die Ausführung dieses Lehrsatzes ist der damaligen Frankfurter Gemeinde auch glänzend gelungen; wer vermag wohl heute ein klares Verständnis im Talmud sich zu verschaffen, ohne Hilfe des פני יושע? wer bewundert nicht den Scharfsinn des הפלאה? So groß aber die Ansprüche der damaligen Gemeinde waren, so bescheiden waren dagegen die des Rabbi; der letztere verlangte, wie man sich

erzählt, von seiner Gemeinde nur eine Kleinigkeit: das Bewandertsein in den vier „Turim" des Schulchan-Aruch. Wer würde wohl damals gewagt haben, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, Anspruch auf den Rabbinerposten zu erheben, wenn er nicht mindestens letzterer Bedingung entsprochen hätte? Das war die ehrwürdige Frankfurter Gemeinde dazumal. Stellt man nun derselben die heutige gegenüber, so muß man sich über die Behauptung, sie sei die Fortsetzung der alten Frankfurter Kehilla, gelinde gesagt, sehr wundern. Man möchte fast geneigt sein, zu behaupten, der Glanz der damaligen Zeit sei mit dem berühmten Schüler des הפלאה, dem Chatham Sopher, nach Ungarn ausgewandert; nicht ohne Grund hat dieser große Lehrer in Israel seine Herkunft aus Frankfurt in jeder seiner Unterschrift hervorgehoben. Im Gegensatze zu heute empfahl er seinen Kindern, ihre religiöse Erbauung nur aus Büchern (בגופן שלנו) zu schöpfen. Die weitere Ausführung soll gerne der geneigten Beurteilung Ihrer Leser überlassen bleiben.

♪ **Mannheim**, 1. November. (Vortrag.) Am 28. vorigen Monats hielt hier im „Kasinosaale" Gymnasialoberlehrer Dr. Heinrich Lewy aus Mühlhausen im Elsaß einen Vortrag über „Aberglaube und Judentum". Der Vortragende machte die Anwesenden zunächst mit der Bedeutung und Herleitung des Begriffes „Aberglauben" bekannt. Wenn der Aberglaube auf den ersten Blick als ein besonders potentierter Glaube erscheine, so gebe es für den wahren Glauben doch keinen größeren Feind und nichts wäre mehr geeignet, die religiösen Empfindungen in ihrer Innigkeit mehr abzuschwächen als gerade der Aberglaube. In der schonungslosen Bekämpfung des Letzteren stehe die jüdische Kulturgeschichte obenan. Während der babylonischen und späteren persischen Unterjochung des jüdischen Volkes habe sich der Aberglaube in den ursprünglich reinen Glauben einzuschleichen verstanden. Wenn die Babylonier in der Kunst der Traumdeuterei, Astronomie rc. auf einer besonders hohen Stufe der Entwickelung sich befunden hätten, so sei dies bei den Persern, welche in den Magiern würdige Interpreten des Aberglaubens besaßen, in demselben Maße der Fall gewesen. Selbst das christliche Mittelalter habe viele Wahnvorstellungen in die jüdische Lehre hineingetragen, was darauf zurückzuführen sei, daß die Christen der damaligen Zeit viele heidnische Gebräuche in die christliche Religion verpflanzt hätten. In allen Teilen des Talmud sei keine Spur von abergläubischen Vorstellungen enthalten. Der Lehrer der Mischna suchte alle übernatürlichen Dinge mit Vernunftgründen zu entkräften. Eigentümlich berühre die Thatsache, daß z. B. die Norweger und Schweden viele abergläubische Gebräuche besäßen, welche man bei den morgenländischen Völkerschaften, beispielsweise in Egypten und Griechenland, in gleicher Weise wiederfinde. Redner gab zu dem Kapitel des Aberglaubens noch einige Exempel aus der Gegenwart. Wie verpönt sei z. B. die Zahl „13", während entgegengesetzt bei den alten Völkerschaften die geraden Zahlen ein Schreckmittel waren. Als ebenso verwerflich bezeichnete Redner die Tagewahl, d. h. die Anschauung, daß nur gewisse Tage für bestimmte Vorkommnisse gut sind oder auch nicht, ferner den „bösen Blick". Redner bemerkt zum Schluß seiner einstündigen Ausführungen, daß nur durch einen sittlich normalen Glauben dem übersinnlichen Aberglauben in erfolgreicher Weise entgegengetreten werden kann.

♪ **Ems**, 3. November. (Mädchenheim.) Hier soll demnächst ein Mädchenheim für jüdische Waisen ins Leben treten. Zwar besteht seit zwei Jahren eine bescheidene derartige Anstalt in Limburg a. d. Lahn, sie ist aber dem großen Bedürfnis gegenüber vollständig unzureichend. Hier ist nun ein passender Bauplatz für das projektierte „Mädchenwaisenhaus für Deutschland" in Aussicht genommen. Da die Anstalt keine Mittel besitzt, so bitten der Vorstand und das Gründungs-Komitee, denen Mitglieder aus ganz Deutschland, sowie Henry Hirsch in Nottingham und Großrabbiner Zadoc Kahn in Paris angehören, durch Rundschreiben um Zeichnung je nach dem Vermögen: 1. eines einmaligen Beitrages zum Baufonds, 2. eines jährlichen Beitrages zur Erhaltung und Weiterförderung dieser wohlthätigen Anstalt, 3. einer Stiftung zur Unterhaltung von Betten.

O. **Mainz**, 2. November. (Antisemitismus in Mainz.) Das hiesige nationalliberale „Tageblatt" schreibt: Der moderne Philosoph Friedrich Nietzsche hat bekanntlich jedem Menschen das Recht zugesprochen, sich mit einer Atmosphäre zu umgeben, deren Duft dem Nebenmenschen unbequem ist. Er drückt sich in dem betreffenden Ausspruch etwas derber und deutlicher aus als wir; aber wir nehmen Anstand, seine sehr kräftigen Worte hier zu wiederholen. Gestützt auf diesen Nietzsche'schen Lehrsatz, verstehen wir es vollständig, daß es auch Menschen giebt, die sich der antisemitischen Partei anschl'eßen. Wenn aber Lehrer des hiesigen Gymnasiums vor aller Welt bekunden, daß sie, die der Jugend inbezug auf Toleranz, auf Nächstenliebe und auf Bethätigung echter Bürgertugenden mit gutem Beispiel vorangehen sollen, einer politischen Richtung angehören, die von verwerflichen Hetzern à la Ahlwardt geleitet wird und nur den Zweck verfolgt, die niedrigsten Instinkte im Menschen zu stacheln und die konfessionelle Eintracht zu zerstören, so ist ein solches Vorgehen entschieden zu verdammen. — Diese Auseinandersetzung richtet sich gegen einige hiesige Gymnasiallehrer, die gelegentlich der hier stattfindenden Ersatzwahl zum Reichstage für einen antisemitischen Redner öffentlich eingetreten sind.

⊙ **Hannover**, 3. November. (Dem israelitischen Erziehungshaus in Ahlem) ist durch Verfügung vom 2. Oktober auf Grund des eingereichten Statuts das Recht einer juristischen Person verliehen worden. Die von dem Konsul M. A. Simon errichtete Anstalt zählte bei ihrer Eröffnung im Mai 1893 nur 9 Zöglinge; heute werden bereits 60 in derselben unterrichtet oder als Lehrlinge der Gärtnerei und Bodenkultur beschäftigt.

u. **Wiesbaden**, 1. November. (Noch ein Prozeß. — Statistisches.) Der Kaufmann Jos. Halberstadt in Frankfurt a. M. unterhielt eine Filiale seines Geschäfts in Homburg v. d. H. und wurde von der israelitischen Gemeinde daselbst zu den Kultussteuern herangezogen. Herr H. weigerte sich, die Steuer zu zahlen, da er in Frankfurt wohne und von den Kultuseinrichtungen der Gemeinde Homburg keinen Gebrauch mache. Der Bezirksausschuß pflichtete dem Kläger bei; durch den Umstand, daß der in Frankfurt wohnende Kläger eine Filiale in Homburg habe, sei ein Wohnsitz für ihn in

Homburg **nicht** begründet; die beklagte Gemeinde sei darum nicht berechtigt gewesen, den Kläger zu der aufgeforderten Kultussteuer heranzuziehen. — Die hiesige Bevölkerung besteht, nach Konfessionen verteilt, aus 47,944 Protestanten, 23,265 Katholiken, 1074 anderen Christen und 1719 Juden.

München, 2. November. (Ein interessanter Prozeß) spielte kürzlich vor unserem obersten Verwaltungsgerichtshof. Die Kultusgemeinde von Feuchtwangen hatte i. J. 1835 und 1877 beschlossen, daß bei der Verheiratung eines Mitgliedes der eine Teil oder die Eltern 1/3 pCt. der Mitgift als Kultussteuer zu entrichten haben. Die Kreisregierung hat das Statut genehmigt. Die Abgabe wurde auch regelmäßig eingehoben und entrichtet. Im Jahre 1895 vermählten sich zwei Söhne des Vorstehers der Kultusgemeinde, die fünf Jahre vorher nach Frankfurt a. M. verzogen waren und dort Geschäfte gegründet hatten. Ihre Eltern weigerten sich, die Heiratssteuer zu entrichten. Wohl hätten sie ihren Söhnen im Jahre 1890 die entsprechenden beträchtlichen Summen gegeben, damit sie sich etablieren konnten, das sei aber keine Mitgift. Die Kultusgemeinde bestand jedoch auf der Entrichtung, stützte sich darauf, daß der gleiche Vorstand der Kultusgemeinde in ganz ähnlich gelegenen Fällen die Steuer auch eingehoben habe, daß sie statutarisch festgelegt und von der Regierung genehmigt sei. Der um die Steuer Belangte bestritt die Gesetzmäßigkeit der Steuer überhaupt. Das Bezirksamt stellte sich auf seine Seite, und nun beschloß der Gemeindeausschuß mit 9 gegen 5 Stimmen, Klage beim Verwaltungsgerichtshof zu erheben und den Kultuspfleger mit der Klagestellung zu beauftragen. Das Urteil des Verwaltungsgerichtshofs wird in diesen Tagen verkündet.

Wien, 1. November. (Wählerliste.) Die soeben vom Vorstande der isr. Kultusgemeinde zur Versendung gelangenden Wählerlisten für die heurigen Vorstandswahlen liefern einen glänzenden Beweis für die Leistungsfähigkeit jüdischer Beamten und jüdischer Gewerbetreibender. Zusammengestellt unter der Leitung des vieljährig erprobten, umsichtigen und fleißigen Gemeindekassierers, gedruckt in der renommierten Offizin der leistungsfähigen Firma Stern und Steiner, enthalten diese Listen nahezu 12 000 Wähler, alphabetisch geordnet, innerhalb 9 Wahlsektionen und entsprechen durch ihre Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit, insbesondere durch die Aufnahme der Adressen einem langjährig gehegten Wunsche der Gemeindemitglieder.

Graz, 2. November. (Moderne Tempelritter.) Die hiesige Staatsanwaltschaft hat gegen die sechs Universitätshörer, welche kürzlich gegen 3 Uhr morgens das Gitterthor des hiesigen israelitischen Tempels zerbrachen und dann die Brenner des Kandelabers anzündeten, so daß die Laterne zerschmolz, und hierauf die Fenster des Tempels durch Steinwürfe zertrümmerten, die Untersuchung wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit, eventuell auch der Brandlegung eingeleitet. Als der Portier des Tempels, durch den Feuerschein geweckt, die Studenten verjagen wollte, wurde auch er mit Steinen beworfen, worauf seine Frau die Wache holte. Es wurden vier der Thäter sofort verhaftet, die andern zwei sind erst nachträglich ausgeforscht worden. Auch das Rektorat wurde von dem Vorfalle verständigt.

Paris, 1. November. Bei den Wahlen zum Zentral-Konsistorium wurde im ersten Wahlgang kein Resultat erzielt, da nicht die genügende Stimmen-Anzahl vorhanden war. Hier in Paris haben von 3043 Wählern nur 459 gewählt, in der Provinz von 477 Wählern 215. Die meisten Stimmen erhielten Baron Gustav Rothschild, Advokat N. Leven, Ernst Mayer und General Sée. Es findet deswegen noch eine Wahl statt. — Marokkanische Zeitungen teilen mit, daß das Feuer in Fez nur einen Teil des jüdischen Viertels, etwa 120 elende Hütten zerstört habe. Zirka 500 Personen haben alles verloren, was sie besaßen. Die Alliance Israélite Universelle hat 15 000 Francs, die Seffro-Juden haben 100 Dollars gezeichnet.

Krems, 1. November. (Freigesprochen!) Der Hausierer Moses Breier, welcher angeklagt war, eine Religionsstörung dadurch begangen zu haben, daß er in Horn ein Christusbild verunglimpfte, wurde in der Verhandlung am 26. v. M. freigesprochen.

B. **Zürich**, 1. November. (Die „freie" Schweiz) scheint sich inbezug auf Juden immer schöner entwickeln zu sollen. Nachdem vor drei Jahren die Schechita verboten wurde, entschied vorgestern die Zentralschulpflege gegenüber drei Rekursen von Eltern israelitischer Kinder, an ihrem Beschlusse vom 26. Oktober 1893 festhalten zu wollen, wonach die Kinder israelitischer Konfession am Samstag an den im Stundenplan vorgesehenen obligatorischen Unterrichtsstunden gleich den übrigen Schülern teilzunehmen haben.

London, im Oktober. (Verschiedenes.) Das statistische Jahrbuch der britischen Armee über das Jahr 1895 enthält mehrere interessante Daten inbezug auf Juden im englischen Heer. Vor allem verdienen die großen Erfolge des Obersten Goldsmid verzeichnet zu werden. Oberst Goldsmid ist in Cardiff stationiert, und es gelang ihm, 503 Rekruten für den Armeedienst auszubilden, welche alle die Schlußprüfung zur definitiven Aufnahme in den Dienst trefflich bestanden, während der sonstige Durchschnitt der approbierten Rekruten pro Regiment nur 237 betrug. Ein Vergleich mit den Daten früherer Jahre zeigt uns, daß die Zahl jüdischer Soldaten in stetiger Zunahme begriffen ist, und wir können konstatieren, daß sich alle die Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten erwerben. In einer der letzten Nummern der „Admirality and Horse-Guard Gazette" wird in offizieller Weise der jüdischen Soldaten auf das schmeichelhafteste gedacht: „Wir haben unter den Offizieren der britischen Armee einige Angehörige jenes Stammes, welcher, wie wir aus der biblischen Geschichte wissen, ein so ausgezeichnetes Kriegermaterial lieferte. Es ist sehr zu bedauern, daß wir ihrer nur so wenige haben, denn es ist ja beinahe ein Gemeinplatz, wenn wir sagen, daß der Jude jede Laufbahn, die er einschlägt, mit Ausdauer und Glück verfolgt. Gleichviel, ob der Unterschied zwischen Juden und Christen auf dem Bekenntnisse beruht oder im Blute begründet ist, der jüdische Soldat im englischen Heere steht in keinem Punkte seinen christlichen Kameraden nach. Wir wiederholen es: „Je mehr Juden im englischen Heere, desto besser." — Die Gründung einer Musikkapelle an dem hiesigen jüdischen Spital (Jews Hospital) und Waisenhaus (Orphan Asilym) schien eine Zeit lang durch

finanzielle und andere Schwierigkeiten in Frage gestellt zu sein; neuerdings aber haben mächtige Gönner ihr lebhaftes Interesse an dem Bestehen derselben kundgegeben, und es ist berechtigte Hoffnung vorhanden, daß sie der Anstalt erhalten bleiben wird. — Herr Claude G. Montefiore hat am 20. v. M. in der Universität zu Manchester die diesjährige Eröffnungsrede gehalten. Es ist dies eine Auszeichnung, die Montefiore durch seine wissenschaftlichen Beiträge zur Bibelkunde sich wohl verdient hat. Die jüdische Gemeinde erblickt in der Einladung des Manchester College ein Zeichen jenes toleranten und aufgeklärten Geistes, auf den die Oxforder Unitaner mit Recht so stolz sind. — Vor dem Polizeigericht spielte wiederum ein Prozeß gegen einen jüdischen Handwerker wegen Sonntagsentheiligung. Ein jüdischer Schneider war angeklagt, weil er, obschon ihm nach dem Gesetz zwar freisteht, jüdische Arbeiter zu beschäftigen, seinen Laden aber geschlossen halten müßte, diesen letzteren aber doch geöffnet hatte. Seine Entschuldigung, es sei dies nur geschehen, um die Waren der außer dem Hause beschäftigten Arbeiter in Empfang zu nehmen, wurde für ungenügend befunden, weil durch diesen Verkehr die Sonntagsruhe gestört worden war. Der Richter erklärt, daß das Recht des jüdischen Meisters respektive Gesellen, am Sonntag zu arbeiten, keineswegs angetastet werden solle, daß sich aber sicher ein Modus finden lasse, um dabei öffentliche Störungen der Sonntagsruhe zu vermeiden. Der Angeklagte wurde zu der niedrigsten Strafe von einem Schilling verurteilt. — „Kommst du in mein Gebiet, komm ich in dein Gebiet", denken hiesige Blätter. Weil die „Jewish Chronicle" seit einiger Zeit die Frage der jüdischen Arbeiterbewegung diskutieren läßt, bringt der „East London Observer" jede Woche eine Spalte „Jüdische Notizen."

St. New York, 20. Oktober. Ein interessantes Schauspiel bot während der letzten Feiertage der Gottesdienst in Fordham. Dort hatten unsere Glaubensgenossen zwei Chasanim und eine — verzeihen Sie den Ghetto-Ausdruck! — „Chasante". Diese leitete den Gottesdienst bei den Frauen, wie es ihr Mann bei den Männern that, und schien Gebete und Melodien so gut zu verstehen, wie ihr Ehegespons.

Brief- und Fragekasten.

Erlaube mir anzufragen, 1. welches von den beiden Geschichtswerken Brann oder Bäck am meisten zu empfehlen ist? 2. Wie gelange ich in Besitz poetischer Stücke religiösen Inhalts oder solcher, welche Sitten und Gebräuche des Judentums in Dichterworte kleiden. (Ich denke z. B. an Jaum Kippur vor Metz 1870, Jahrzeit 2c.) zwecks Behandlung in der Schule. 3. Ist der Engelglaube vom Standpunkte des Judentums aus gerechtfertigt? Der entschlafene Rabbiner Dr. Aub stellt den Engelglauben als unvereinbar mit dem Judentum hin. (In einem älteren Werke, dessen Titel mir nicht mehr genau bekannt.) A. G. — Kann mir einer der geehrten Leser ein gutes Mittel gegen plötzliche Versagung der Stimmbänder nennen? Wenn ich vorzubeten beginne, versagen die Stimmbänder oft nach dem ersten Tone, sodaß ich einige Sekunden innezuhalten gezwungen bin. C. — „Purus putus", hier. Anonyme Zusendungen wandern unerbittlich in den Papierkorb, ohne je wieder das Tageslicht zu schauen. Die Redaktion eines Blattes muß immer wissen, mit wem sie es zu thun hat. Selbstverständlich wahrt sie unter allen Umständen Diskretion.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.